DAN SHOCKER's Macabros



Nr. 113

DM 1.60

Österr. S 12; Schweiz Fr. 1.70
Italien L 900; Spanien Ptas 70
Printed in Germany

DIE WAHNSINNS-KUGELN



Nr. 113

Die Wahnsinnskugeln

(Gefangener in zwei Welten 13)

Was zuletzt geschah:

Björn Hellmark, der Besitzer und Erbe der unsichtbaren Insel Marlos, befindet sich mit der ehemaligen Alptraumstadt Gigantopolis in der Vergangenheit der legendären Insel Xantilon.

Er wird von seinen Freunden Danielle de Barteaulieé, Rani Mahay, Harry Carson und Arson begleitet. Whiss ist noch immer verschollen, Carminia Brado wird im Jenseits von Molochos festgehalten.

Mit der Fliegenden Stadt Gigantopolis, die von einer Rasse mit Namen Sooman aus einem Sternenkristall geschaffen wurde, begibt sich Hellmark weiter nach dem Süden Xantilons. Er weiß, daß er dabei nicht nur eine räumliche Entfernung zurücklegt, sondern auch eine zeitliche. Der Zeitfluch des Tschonn wirkt noch immer auf seine Person… Das bedeutet, daß er immer mehr dem Zeitpunkt entgegenstrebt, da Xantilon sich dem Untergang nähert…

Hinter dem mit dornigem Gestrüpp bewachsenen Erdhügel lagen drei Menschen.

Sie schliefen.

Vor einem hohen schwarzen Stein, der wie verloren zwischen Büschen und Erdhügel aus dem Boden ragte, hockte eine dunkelgekleidete Gestalt. Auf ihren Knien lag eine brüchige Pergamentkarte, die das Land Xantilon zeigte.

Der Himmel war bewölkt, hin und wieder blinkten vereinzelte Sterne zwischen den dunklen Wolken und spendeten schwaches Licht. Aber es reichte dem Wächter in der Dunkelheit offensichtlich, um auf der Karte das zu erkennen, was er sehen wollte.

Evonts ganze Aufmerksamkeit galt keineswegs dem Studium der Karte allein, in die er mit einem fingerlangen Stift eine Markierung setzte.

Der Mann, der sich durch seine schwarze Kleidung von der Nacht kaum abhob, ließ immer wieder von unten herauf seinen Blick in die Umgebung schweifen und lauschte auf jedes Geräusch. Alles war aber gleichbleibend. Das monotone Rauschen des nahen Flusses beruhigte, erweckte jedoch nur das Gefühl der Stille und Friedlichkeit.

Genau das Gegenteil war der Fall, und so war es verständlich, weshalb der Mann mit dem rostroten Vollbart neben sich einen Speer in den Boden gerammt hatte und unter der Karte auf seinen angewinkelten Knien ein breites Kampfschwert lag.

Überall lauerte die Gefahr.

Geister und Dämonen waren unterwegs, die Brandschatzer Kyrtas, der Stadt, die in Flammen aufgegangen war und Tausenden den Tod gebracht hatte.

Die rechtzeitig den Flammen entkommen konnten, waren in alle Himmelsrichtungen geflohen.

Evont hatte sich mit seiner Frau, seinem Sohn und Bruder nach Süden gewandt. Sie hielten sich nach anstrengendem Marsch an der Biegung des sogenannten ›Dunklen Wassers‹ auf. Bei Tagesanbruch wollten sie ihren Weg weiter nach Süden fortsetzen.

Jenseits der Kristallfelsen, so erzählte man sich, lag so etwas wie ein verheißenes Land, wo relativ Ruhe und Frieden herrschten. Die Dämonen und unheimlichen Geschöpfe der Finsternis, die sich wie die Pest über das Land ausdehnten, sollten dort kaum oder gar nicht in Erscheinung treten. Im Norden des Landes wäre Außergewöhnliches passiert, dort hatten sich finstere Mächte etabliert, die die Ankunft eines großen Führers ihres Reiches erwarteten.

Er folgte seinem Gefühl. Was wirklich war – wußte niemand. Die Zeiten waren unsicher geworden. Mörder gingen um, menschliche und dämonische, und niemand wußte ob sie nicht hinter der nächsten Wegbiegung auf der Lauer lagen.

Man konnte es nicht mehr wagen, in diesen unsicheren Zeiten unbewaffnet zu gehen.

Leise, kaum hörbares Rascheln schreckte ihn auf.

Er faltete die Karte zusammen und steckte sie in die Innentasche seines Mantels.

Evont blickte in die Richtung, aus der das Geräusch kam.

Der Fluß lag nur eine Steinwurfweite von dem Erdhügel entfernt, in der sie nach dem Marsch immer am Flußlauf entlang ihre erste Lagerstätte errichtet hatten. Die Reste der Feuerstelle am Rand der Mulde waren noch zu sehen. Gebratenes duftete wie ein Hauch in der Luft.

Evont erhob sich. Seine kräftige Hand umspannte den Griff des Schwertes, die andere zog mechanisch den Speer aus dem Boden.

Der Mann aus Kyrta verließ langsam den Platz, begab sich lautlos und geduckt auf den Hügel und spähte hinüber zum Flußlauf. Das Wasser wälzte sich träge durch das breite Bett.

Leises Rauschen und Schwappen, wenn die Flüssigkeit in eine Mulde oder einen Stein übersprang.

Evonts Blicke schienen die Dunkelheit zu durchdringen.

Er konnte nichts Außergewöhnliches feststellen und doch wurde er das Gefühl nicht los, daß da etwas war.

Er spürte die Gefahr beinahe körperlich. Es lag etwas in der Luft.

Unheil wehte ihn an, und er vermochte nicht zu sagen, woher es kam.

Er mußte die anderen wecken.

Doch es war schon zu spät.

Der schwarze Boden vor seinen Füßen bewegte sich wie ein lebender Teppich – und stieg in dieser Sekunde blitzartig vor ihm in die Höhe.

Zu spät zum Schreien!

Wie ein feuchtes, schmutziges Tuch legte sich etwas auf seinen Mund, sein Gesicht, erstickte jeden Laut.

Evont sah nichts mehr, setzte sich aber zur Wehr.

Er stieß sein Kampfschwert nach vorn und rammte den Speer gleichzeitig in den Boden vor seinen Füßen, weil er wußte, daß die Gefahr wie ein schleichender Schatten durch die Nacht und aus dem Fluß gekommen war.

Blindlings stieß er um sich und merkte die weichfließende, schwammartige Masse, in der Schwert und Speer versanken.

Er traf den Angreifer!

Aber – der ließ dennoch nicht los!

Die weichfließende Masse war unverwundbar, oder es gelang ihm nicht, ein lebenswichtiges Organ zu treffen.

Evont wurde zu Boden gerissen und merkte, wie er davongeschleift

wurde. Er schlug um sich, ohne daß er etwas damit erreichte.

Der Speer wurde ihm aus der Hand gerissen, wackelte wie ein Stab hin und her, der zu locker im Boden steckte, und fiel schließlich seitwärts in die Büsche.

Das Grauen lief fast lautlos ab, und die Schläfer in der Mulde, erschöpft von dem anstrengenden Marsch, bekamen von allem nichts mit.

Evont war bedeckt von schwarzem Schlamm. Die Konturen des Opfers zeichneten sich unter der Masse ab, die ihn nun vollends umgab.

Noch hielt er sein Schwert in der Hand. Aber auch die Waffe war inzwischen von dem schmierigen Film überzogen, der einen Durchmesser von etwa fünf Metern hatte und im Moment noch rund fünfzig Meter lang war.

Der lebende Schlamm zog sich in das schmutzige Flußwasser zurück. Die Ausbeulung – Evonts Körper – rutschte über den steinigen Boden, geriet dann in die Nähe des Ufers und verschwand in gurgelndem Wasser.

Evont wurde von der unheimlichen Bestie aus dem Strom in die Tiefe gezogen…

*

Er spürte den Druck und das Wasser, das über ihm zusammenschlug.

Evonts Herz raste.

Er war das Opfer eines Ungeheuers geworden. Bis zur Stunde hatte er nicht gewußt, daß im ›Dunklen Wasser‹ Wesen existierten, die nachts an Land krochen und dort offensichtlich ihre Beute jagten.

Der schwarze Film zog sich von seinem Gesicht zurück, und das schmutzige Wasser traf ihn jetzt voll.

Evont riß die Augen weit auf und nahm nur verschwommene Konturen wahr. Das schwache Licht der Sterne reichte nicht aus, um die Oberfläche des Flusses zu durchdringen.

Evont wurde weiter mit ruckartigen Bewegungen in die Tiefe gezerrt. Offenbar wollte das Flußungeheuer ihn nicht sofort verschlingen, sondern ihn als Vorrat anlegen.

Noch war er imstande, die Luft anzuhalten und mit dem Sauerstoffrest in den Lungen auszukommen. Aber mit jeder Sekunde, die verstrich, wurde die Angst zu ertrinken größer und stieg wie ein Schreckgespenst in ihm auf.

Es mußte einen Weg geben, sich zu befreien!

Er war stark und noch bewaffnet – und doch klebte er wie eine Fliege im Spinnennetz an diesem merkwürdigen Schleimkörper.

Vor seinen Augen begann alles zu kreisen, der Druck in seinem Kopf wurde unerträglich.

Dann begann er Wasser zu schlucken, ohne es zu wollen, und in panischer Angst mobilisierte er alle Kräfte, zu denen er noch imstande war.

Doch es war ein Kampf, den er nicht gewinnen konnte.

Die Bestie war stärker. Er verschwand bis zu den Schultern in der sackartigen Ausstülpung, war praktisch ein Teil des unheimlichen Wesens.

Plötzlich sah er etwas Helles.

Seine strapazierten, schon beeinträchtigten Sinne erhaschten einen Eindruck.

Aus dem dunklen, aufgewühlten Boden ragte eine menschliche Gestalt.

Groß, breitschultrig, kühne Gesichtszüge, blond.

Wie ein Geist aus dem Nichts tauchte die Gestalt auf, nahm schärfere Konturen an und schnellte auf Evont zu…

*

Der Mann aus Kyrta fühlte den Tod kommen und reihte die Bilder, die er wahrnahm, in das Reich der Halluzinationen ein, die von seinem absterbenden, sauerstoffunterversorgten Gehirn herrührten.

Das war eine Erscheinung.

Er wünschte sie sich, aber sie konnte ihm nicht helfen. Gerade in dieser schweren, gefahrvollen Zeit war der Name des Mannes, auf den die Legende zurückging, wieder in aller Munde.

Die Generationen vor Evont hatten ihm die Bezeichnung ›Toter Gott‹ gegeben, der Begriff ›Tod‹ im Sinn von abwesend, gerade nicht hier<. Seine Anwesenheit oder Abwesenheit war nie etwas Endgültiges. Er tauchte unerwartet an verschiedenen Orten auf, half in Notgeratenen und Bedrohten und tötete die Geister und Dämonen. Er hatte ein Schwert bei sich, das die Geschöpfe der Finsternis in eine Wolke verwandelte. Er selbst war unverwundbar. Kein Feuer konnte ihn verbrennen, kein Schwert fällen, keine Säure ihn zerstören.

Der ›Tote Gott‹ – eine lebendig gewordene Legende!

So, wie er ihn eben gesehen hatte, beschrieb man ihn.

Es ging alles so schnell, daß Evont die Dinge nicht mitbekam.

Es ging ein Ruck durch seinen Körper. Er wurde seitwärts weggeschleudert, und rings um ihn herum stieg sprudelnd das Wasser auf.

Der Fluß, in den er getaucht wurde, geriet in Bewegung.

Das unheimliche Schleimgeschöpf, das hier im ›Dunklen Wasser‹ zu Hause war, peitschte mit seinem gewaltigen, zerfließenden Körper die

Fluten und wirbelte den Boden des Flußbettes auf. Fische, Sand, kleine Steine und Fetzen von Wasserpflanzen wurden wild durcheinander geschleudert.

Ein Schwert teilte die Fluten und hieb auf das große schwarze Schleimmonster herab.

Die Klinge drang tief in den Leib, eine schwarz-blaue Brühe quoll ruckartig hervor und verteilte sich im Fluß.

Das Wasser ringsum wurde aufgepeitscht wie vom Schwanz eines riesigen Alligators, der um sein Leben kämpfte.

Mechanisch bewegte Evont die Arme. Er war nur noch halb bei Bewußtsein. Das Geschehen ringsum, den Krach, die Todesangst, die Aktivität der Erscheinung, die er als den ›Toten Gott‹ identifiziert hatte, bekam er wie im Traum mit.

Der blonde Mann, der nicht ganz materialisierte, war niemand als – Macabros, Björn Hellmarks Doppelkörper!

Macabros setzte das Schwert ein, das er aus der Hand der schönen Zauberin Daiyana erhalten hatte. Er drängte die schleimigen Schleier zurück, die sich auseinanderfächerten, um auch ihn zu erreichen.

Die Fluß-Bestie war kein Geschöpf des Reiches der Finsternis. Unter der Berührung des magischen Schwertes löste es sich nicht in Form einer schwefelgelben Wolke auf, wie es üblich war bei Wesen aus dem Reich Rha-Ta-N'mys.

Es war ein Raubtier, das nachts auf Beutefang ging.

Das Schwert hatte es verletzt, und es zog sich zischend und sprudelnd zurück, als es einen zweiten Hieb erhielt.

Macabros, luftig wie ein Geist, stieg an die Oberfläche.

Der schwere bärtige Mann, den er aus dem Zugriff der Bestie befreit hatte, drohte erneut unterzugehen.

Evont wußte nicht, wo er war. Er hatte zuviel Wasser geschluckt.

Aus eigener Kraft hätte er es nicht mehr geschafft und wäre ertrunken.

Macabros zog den aus Kyrta Geflohenen ans Ufer.

Evont lag da wie ein nasser Sack.

Macabros riß ihm die Arme hoch, preßte sie ihm auf den Magen und drückte das Wasser aus den Lungen.

Evont begann zu husten und zu spucken.

Er röchelte, lag schließlich auf dem Bauch, und ein Schwall schmutzigen Wassers schoß aus seinem Mund.

Dann wurde sein Atem ruhiger. Das Hämmern in den Schläfen und der Druck auf seinen Hinterkopf gingen zurück.

Seine Augen waren noch verschleiert. Verschwommen nahm er die Umrisse einer Gestalt wahr, die sich über ihn beugte.

»Danke«, flüsterte er. »Es war aussichtslos… ich… hatte keine Chance… Es gibt dich also tatsächlich… du bist nicht nur eine

Legende… viele haben dich schon gesehen… nun erlebe ich es auch…«

»Ich war zufällig in der Nähe.« Auch Macabros bediente sich der alten Sprache Xantilons.

Sein feinstofflicher Körper war seltsam leicht und wirkte geisterhaft. Es schien, als sei er nicht ganz in dieser und ganz in der anderen Dimension.

Genau so war es.

Macabros war nicht freiwillig hier. Es handelte sich tatsächlich um einen Zufall. Die rätselhaften Männer in Schwarz hatten die Absicht gehabt, sich seiner zu entledigen. Es war ihnen gelungen, ihn in die Vergangenheit und die Region des Unsichtbaren hineinzuzwingen. Aber sie hatten nicht, wie es ihr ursprünglicher Plan war, ihn vollends auslöschen können. Mit der Vernichtung des Doppelkörpers hatten sie auch den Mann, der diesen erzeugen konnte, töten wollen: Björn Helimark. Beides war nicht gelungen. Sie hatten es allerdings geschafft, eine Spannung zwischen beiden Körpern aufzubauen, so daß Hellmark seinen Zweitkörper nicht zurückrufen und kontrollieren konnte. Macabros arbeitete vollkommen und unabhängig. Im Sinn des Mannes, der er auch war, ohne daß seine Erkenntnisse über die unsichtbare Verbindungsschnur, die immer noch zwischen ihnen existierte, Bewußtseinsinhalt Hellmarks wurde. Was Macabros erlebte, blieb Hellmark unbekannt.

»Die Zeit der… Bedrängung und des Unheils hat… begonnen«, flüsterte Evont. »Die Tage waren nie so düster…«

»Es hat immer Gefahren gegeben. Sie kamen aus der gleichen Quelle«, widersprach Macabros. Wie ein Hauch aus Licht und Luft hockte er vor dem Mann, dessen Sinne immer wacher wurden. »Schon in früheren Zeiten gab es die Bedrohung durch die Dämonen. Nun allerdings versuchen sie, ihre Macht zu manifestieren. Jeder Einzelne kann etwas dagegen tun.«

»An mir soll es nicht liegen. Ich war wachsam… aber ich rechnete nicht mit dem Angriff einer Fluß-Bestie. Auch das ist ein Zeichen dafür, daß auf Xantilon die Gewichte sich verlagern. Es gibt plötzlich an Orten wilde, menschenfressende Tiere, die es vorher nicht gab…«

»Das ist ein Irrtum«, schüttelte Macabros den Kopf. »Xantilon zeigt die Spuren einer Welt, die jede durchmacht, in der das Böse und das Gute aufeinanderprallen. Dem Bösen keine Chance geben, es an der Quelle bekämpfen – so daß keine negativen Kräfte wach werden und sich im Lauf von Jahrhunderten und Jahrtausenden summieren können. Xantilon ist ein Versuchsfeld. Was hier gelingt oder nicht gelingt, wird Maßstab sein für ferne Ereignisse…«

»Ich verstehe es nicht.«

»Es würde zu weit führen, dir alles in der kurzen Zeit erklären zu

wollen. Tu' das, was du für richtig hältst, und du tust das beste für das, was nachkommt.«

»Ich muß es den anderen sagen«, stieß Evont plötzlich hervor, und Aufregung packte ihn.

»Was willst du ihnen sagen?«

»Daß ich dir begegnet bin…, daß du mir das Leben gerettet hast.«

»Das ist nicht so wichtig. Du mußt wieder auf die Beine kommen und Kraft schöpfen, um die Menschen zu beschützen, die dir anvertraut sind. Wohin willst du sie geleiten?«

Evont nannte sein Ziel.

»Die Kristallfelsen, sagt man, sind ein Ort der Ruhe und des Friedens. Die Dämonen meiden diese Landschaft. Niemand weiß, warum.«

»Dann begib dich weiter nach Süden.«

Macabros war Evont auf die Beine behilflich. Der muskulöse Mann war bis auf die Haut durchnäßt. Zum Glück war die Nacht nicht kühl, so daß er nicht fröstelte.

»Ich werde die anderen wecken«, sagte er schnell, als er ehrfürchtig vor Macabros zurückwich. »Sie sollen dich sehen, sie sollen mit eigenen Augen sehen, daß du wirklich da bist…«

Macabros blieb zurück. Sein Körper war noch blasser und durchsichtiger geworden, und es schien, als würde er im nächsten Moment unsichtbar werden.

Da hörte er den Schrei.

Er kam über Evonts Lippen.

»Sie… sind weg!«

Macabros spurtete los und warf sich nach vorn, das Schwert in seiner Hand blinkte matt im Sternenlicht.

Er erreichte den Erdhügel, blickte in die Mulde zwischen dem dornigen Gestrüpp und sah Evont wie von Sinnen darauf zulaufen.

»Sie sind verschwunden! Heran! Baia! Malek! Wo seid ihr? Könnt ihr mich hören?« Er hatte die Hände trichterförmig an den Mund gelegt und brüllte lautstark in die Nacht.

Da kam auch etwas auf ihn zu.

Es war ein Kopf. Wie ein Ball flog er ihm entgegen!

*

Der Mann, der die mit phantastischen Reliefs verzierte Tür aufstieß, war groß, braungebrannt und blond und glich der Erscheinung Evonts aufs Haar.

Dieser Mann war Björn Hellmark.

Er ahnte nicht, daß sein Zweitkörper sich in dieser Minute ein paar hundert Meilen weiter südlich aufhielt und zum Lebensretter des

Kämpfers Evont geworden war.

Björn war seinem Doppelkörper ebenfalls erst kürzlich begegnet. Macabros hatte ihn aus einer prekären Situation befreit.

Zu einer Verschmelzung des Originalkörpers und des feinstofflichen war es jedoch nicht gekommen. Was normal und natürlich war, ließ sich nicht durchführen. Wegen des entscheidenden Eingriffs der Männer in Schwarz, die in diesem Fall zu echten Handlangern der Dämonenmächte geworden waren.

Hellmark suchte jene Halle auf, die Museum, Mausoleum und Tempel gleichzeitig zu sein schien.

Tausende von mannshohen Porzellanfiguren waren hier aufgestellt. Jede einzelne war mit großer Detailliebe ausgeführt. Jede Figur stellte eine Persönlichkeit dar und hatte einige, unverwechselbare Züge trotz der zum Teil uniformen Kleidung.

Krieger und Gesellschafterinnen eines ehemaligen Herrschers der Stadt Gigantopolis waren in langen Reihen aufgegliedert. Die Porzellan- oder Elfenbeinmenschen waren teilweise bewaffnet. Besonders die Krieger der ersten Reihen. Es waren mindestens achthundert bis tausend.

Der riesige Saal war unüberschaubar.

Björn mußte die außergewöhnliche Halle durchqueren, um in das Halbdunkel zu gelangen, in dem die Lichtkuppel sich befand.

Sie wurde von bis an die Zähne bewaffneten, finster dreinblickenden Gestalten bewacht. Aber es waren auch junge Mädchen da in hübschen, luftig schwingenden Kleidern und mit Blumen im Haar. Sie umtanzten das kugelförmige Lichtfeld mit glücklichem Ausdruck auf ihren Gesichtern.

Von diesem erhöhten Standpunkt aus ließ Björn noch mal seinen Blick in die Weite der Halle schweifen.

Hier war ein Teil der Kultur und vor allem das Wissen jener Wesen verankert, die sich Soomans nannten. Das Licht inmitten der Bewacher und Tanzenden war Licht aus dem Sternenkristall, mit dem es seine besondere Bewandtnis hatte.

Hellmark mied absichtlich allzu große Nähe mit dem Kreis der Bewacher und Tanzenden. Ihm kam es nicht darauf an, in das Lichtfeld zu geraten und noch mal das zu sehen, was beim ersten Eintritt für ihn wichtig gewesen war.

Er wollte sich die Gestalten ansehen, die in dieser riesigen Halle standen.

Sie wirkten seltsam lebensecht, als würden sie nur den Atem anhalten. Er legte seine Hand auf einen Jüngling, der mit Pfeil und Bogen bewaffnet war, ein goldfarbenes Hemd und enganliegende Beinkleider trug. Die braunen Arme waren muskulös und nackt.

Das Material, aus dem die Statue bestand, fühlte sich glatt und kalt

an.

Björn Hellmark war der einzige, der hier lebte und atmete. Und doch wollte er es nicht wahrhaben.

Der Erbe von Marlos und Herr über die ehemalige Alptraumstadt Gigantopolis wurde das Gefühl nicht los, daß es doch – wenigstens einen – der Fremden hier gab, der lebte.

Es war etwas geschehen, für das seine Begleiter und er noch keine Erklärung gefunden hatten. Die riesige Stadt mit den tausend Türmen hatte sich erhoben und das von Molochos gerufene Totenheer Nekromos zerschmettert. Zu diesem Zeitpunkt war außer Arson niemand sonst von ihnen in der Stadt gewesen.

Gigantopolis aber gehorchte nach allem, was er über die Stadt aus dem Sternenkristall erfahren hatte, nur seinem Willen.

Aber nach den Ereignissen stimmte das nicht mehr.

Es gab jemand, der die Kräfte auch aktivieren konnte, dessen Psyche mit der der unglaublichen Stadt in Verbindung stand.

Es war kein Feind. Schließlich hatte er ihnen geholfen.

»Wo immer du bist«, sagte Björn da mit lauter und klarer Stimme, und seine Worte hallten durch den riesigen Saal mit den Statuen. »Warum verbirgst du dich vor uns? Ich vermute, daß du hier irgendwo stehst… in der Masse verschwindet der einzelne, sie ist sein bester Schutz. Warum zeigst du dich nicht? Wir haben überall nach dir gesucht, dich aber nicht gefunden. Aber wir wissen, daß es dich gibt. Du brauchst dich nicht vor uns zu verstecken. Zeige dich…«

Er wartete auf ein Zeichen.

Es kam auch eines.

Aber was sich da zeigte, das hatte er am wenigsten erwartet.

Es war groß wie ein Rabe und konnte fliegen, hatte aber außer den seidenweichen, schmetterlingsähnlichen Flügeln menschliche Arme und Beine, ein Gesicht wie ein Mensch – alles um vielfach verkleinert. Die hervorquellenden, wimpernlosen Augen paßten allerdings eher zu einer Schildkröte als zu einem Menschen.

Was aus der Tiefe der schummrigen Halle angeflogen kam und sowohl Ähnlichkeit mit einem Vogel, einer Schildkröte und einem Menschen hatte – das konnte nur einer sein...

»Whiss!« entfuhr es Hellmark ungläubig, denn der kleine Kerl mit den besonderen Fähigkeiten, galt seit über einer Woche als verschollen!

*

Der Mann war einen Augenblick wie gelähmt.

Er starrte auf den Kopf, der ihm entgegenflog, der ihn getroffen hätte, wäre er nicht im letzten Augenblick weggetaucht.

Evont stöhnte.

Das Grauen, vorhin mit dem Angriff der schwarzen formlosen Masse aus dem Fluß begonnen, setzte ich fort.

Baia, seine Frau, und sein Sohn waren weg, auch von Malek, seinem Bruder, gab es keine Spur.

»Hilf mir!« stieß Evont flehentlich hervor, und sein Blick suchte den blonden Mann, der ihn aus dem Wasser gezogen hatte. »Hilf mir noch ein einziges Mal, und ich werde dir aus Dankbarkeit eine Gedenkstätte errichten und deine Taten in Lobeshymnen berichten, daß jedermann im Land davon erfährt…«

Während er sprach, tauchte ein zweiter Kopf aus dem Dunklen auf und jagte wie ein Geschoß auf ihn zu.

Das fremde Gesicht war ihm ganz nahe.

Evont hielt das Schwert bereits in der Hand und holte aus, um diesen dämonischen Angriff, wie er vermutete, zurückzuschlagen.

Da veränderte sich das dämonenfratzige Antlitz. Aus dem Fremden wurde etwas Vertrautes.

Er wollte noch innehalten.

Doch es war schon zu spät.

Das Kampfschwert traf voll den Kopf, der ihm wie ein Ball entgegengeschleudert worden war.

Die Klinge spaltete ihn.

Er fiel vor seine Füße, und Evont starrte voller Entsetzen in das blutige Antlitz seiner Frau Baia!

*

Alles in ihm wehrte sich gegen das übermächtige Grauen, das von ihm Besitz ergriff.

Er glaubte, der Boden unter ihm würde sich öffnen.

Sein Verstand stand auf der Kippe.

Evont schrie wie von Sinnen.

Macabros hörte den Schrei wie durch eine meterdicke Wand.

Er setzte sich in Bewegung, aber er kam am Ort der Ereignisse nicht an.

Eine unsichtbare Wand hielt ihn zurück!

Er konnte nicht auftauchen aus der Welt des Unsichtbaren, in die er gebannt worden war.

Immer wieder mußte er die gleiche Erfahrung machen.

Hin und wieder gelang es, daß er in der dritten Dimension materialisieren und eingreifen konnte.

Doch die Augenblicke gingen auf Zufälle zurück und ließen sich vorher nicht bestimmen.

Er setzte seine ganze Willenskraft ein, um aus dem Unsichtbaren

herauszutreten und das Schwert einzusetzen, mit dem das Dämonische sich bezwingen ließ.

Er hatte den Boden unter den Füßen verloren.

Er schwebte. Aber nicht auf den bedrängten und dem Wahnsinn nahen Evont zu, sondern genau in entgegengesetzter Richtung.

Die Welt des unsichtbaren, die er aus irgendwelchen unerfindlichen Gründen nur von Fall zu Fall verlassen konnte, hatte ihn wieder voll im Griff. Vorhin hatte er eingreifen können – nun war es ihm versagt.

Macabros zerdrückte einen Fluch zwischen den Zähnen.

Das Schicksal und das Leid dieses Mannes dauerten ihn. Evont war verzweifelt und wurde an die Grenze seiner Existenz geschleudert.

Er sah sich schreiend um und schien Macabros zu suchen, den Mann, den man den »Toten Gott« nannte.

Nun traf die Bezeichnung in einem Maß zu, wie es auch für Macabros nicht unerträglicher sein konnte.

Er war im Sinn der altxantilonischen Sprache »tot«, »abwesend«… Er konnte nicht auftauchen und eingreifen, obwohl ein schreckliches Geschehen direkt vor seinen Augen abrollte und niemand in der Nähe weilte, um zu helfen.

Ein Sog, dem er nichts entgegensetzen konnte, wirkte sich auf ihn aus.

Er entfernte sich immer weiter vom Ort des Geschehens, während Evont verzweifelt nach ihm rief und sogar an die Stelle zurückrannte, wo sie sich voneinander getrennt hatten.

Für den Mann aus Kyrta mußte eine Welt zusammenbrechen.

Er war vom Regen in die Traufe geraden. Da hatte jene legendäre Gestalt ihn aus tödlicher Gefahr befreit, um ihn in den Wahnsinn zu schicken.

Macabros bot seine ganze Willenskraft auf, um wieder in Evonts Nähe zu kommen und gegen das Unheil anzukämpfen, mit dem dieser Mann konfrontiert wurde.

Macabros ahnte das Grauen mehr, als er es sah.

Die Luft war erfüllt mit etwas Bösem, Beklemmendem… Die Dunkelheit rings um den Ort des Geschehens nahm zu.

Macabros konnte die Stelle nur noch aus weiter Entfernung sehen, und dunkle Nebelschleier verbargen Einzelheiten.

Evont und der Erdhügel wurden eins: Dunkelheit!

Macabros konnte dem Zwang, der auf ihn ausgeübt wurde, nichts entgegensetzen. Er glitt in seiner unsichtbaren Welt hinein in eine unbekannte Ferne.

Es schien, als würde er an geheimnisvollen Fäden gezogen.

Die Welt rings um ihn versank.

Er war wieder Gefangener im Unsichtbaren.

Was seine Odyssee ihm weiter brachte, wußte er nicht.

Er trieb wie ein Korken auf der Oberfläche eines wildbewegten Meeres und konnte nur hoffen, bald an Land gespült zu werden. Dieses Land – war die sichtbare Welt, in der er sich frei bewegen und aktiv sein konnte, in der er denen helfen konnte, die der aufkommenden Dämonengefahr kaum oder nichts entgegensetzen konnten.

Evont wußte nichts von den Ereignissen, die sich jenseits seines Wahrnehmungsvermögens abspielten.

Er rief nach dem ›Toten Gott‹ und gab es nicht auf. Einmal hatte er ihm geholfen, warum ließ er ihn jetzt im Stich?

Evont verstand die Welt nicht mehr.

»Der Wille der Götter!« schrie er gepeinigt. »Er ist unerforschlich! Warum hast du das zugelassen? Hast du mich nur gerettet, um mich in noch tiefere Verzweiflung zu stürzen? Ich hätte in diesem Fall den Tod vorgezogen! Gib' mir Antwort! Warum zeigst du dich nicht mehr? Warum läßt du mich jetzt allein, wo ich dich am nötigsten brauche?«

Seine Stimme verhallte.

Evont wirbelte herum.

Vielleicht war alles nur eine Täuschung, durchzuckte ihn plötzlich der Gedanke.

Ich habe die Wache in dieser Nacht. Der Tag war anstrengend. Ich habe mich mit Mühe wachgehalten, war erschöpft wie die anderen.

Nun bin ich doch eingenickt. Ich muß wach werden… Da ist eine Gefahr im Anzug, ich darf nicht länger träumen.

Er riß die Augen so weit auf, daß sie schmerzten.

Er kniff sich in die Wangen. Der spitze Schmerz war deutlich zu spüren.

»Ich träume nicht… ich bin hellwach! Wenn…«

Was er noch sagen wollte, blieb ihm wie ein Kloß im Hals stecken.

In der Dunkelheit bewegte sich etwas. Es war groß und massig und überragte ihn um mindestens zwei Köpfe.

Ein widerliches Lachen drang ihm entgegen.

»Du begehst einen Fehler nach dem anderen«, sagte eine unheimliche Stimme. »Warum wendest du dich an einen, der dir sowieso nicht helfen kann und dessen Auftauchen nichts weiter war als eine Fata Morgana… wende dich an mich! Ich kann dir helfen! Deine Frau, dein Bruder, dein Sohn, Evont… ich weiß, wo sie sind und wie du zu ihnen kommen kannst. Mich mußt du fragen, nicht den anderen.«

Evont stöhnte.

Die Dunkelheit vor ihm wurde kompakter. Es war eine Gestalt, groß und grausam anzusehen. Das Böse in diesen Tagen überall Unsicherheit verbreitet, hatte Form und Gestalt angenommen.

Eine dämonische Welt hatte einen ihrer Bewohner ausgespien.

*

Evont hob langsam das Schwert.

Sein Gegenüber lachte. Das große, fleischige Gesicht war rund, auf dem Schädel wuchs borstig abstehendes Haar, das aussah wie die Wurzel eines Kohlkopfes. Die Augen waren schräg angesetzt und glühten rot – Pupillen gab es keine. Der riesige Mensch fletschte die Zähne. Das Gebiß war spitz, unregelmäßig und scharfkantig.

»Du ’ schneidest dir ins eigene Fleisch«, dröhnte es aus der Kehle der unheimlichen, übergroßen Gestalt, »wenn du dein Schwert einsetzt. Niemand außer mir kann dir helfen. Wenn du die Menschen, mit denen du zusammen warst, wiedersehen möchtest – dann tu, was ich von dir verlange.«

»Wer bist du?« wisperte Evont. Auf seinem Gesicht lag ein ungläubiger Ausdruck.

Teuflisches Lachen, das bei ihm eine Gänsehaut erzeugte, drang ihm entgegen.

»Welchen Namen willst du hören?«

»Deinen wahren…«

»Ich habe viele wahre Namen, denn ich habe schon viele Male gelebt. Der Name, unter dem mich die meisten kennen, ist Menat…«

*

Der Polizeiwagen rumpelte über die schlecht asphaltierte Straße.

Der Kastenwagen hatte hinten zur Linken wie zur Rechten jeweils zwei winzige, vergitterte Fenster. Durch das fiel hin und wieder ein schwacher Lichtschein, wenn ein Fahrzeug entgegenkam oder überholte.

Der Lichtstreifen huschte dann über das Gesicht der blassen, ernst wirkenden Frau, die neben einem uniformierten Beamten auf der harten Holzbank saß.

Die Frau war Pamela Kilian.

Der Staatsanwalt hatte ihre Einweisung in eine geschlossene Anstalt für psychisch Kranke verfügt.

Pamela Kilian war für das, was sie getan hatte, nicht verantwortlich zu machen. Sie hatte ein Landhaus in die Luft gesprengt und dabei zwei Menschen getötet.

»Wie weit sind wir noch vom Ziel entfernt?« fragte sie abwesend. Sie trug Handschellen.

»Noch eine Viertelstunde«, antwortete der Beamte an ihrer Seite.

Pamela atmete tief durch. Sie reckte sich und streckte die Beine. In dem engen Wagen schmerzten die Glieder.

»Eine Viertelstunde… Zeit für eine ’ Zigarettenlänge…« Sie wandte dem Mann an ihrer Seite das Gesicht zu und lächelte. »Würden Sie mir eine anzünden?«

Sie legte die Beine übereinander. Der Rock rutschte über die Knie und gab den Blick auf wohlgeformte Schenkel frei.

Der junge Mann an ihrer Seite bemühte sich, wegzusehen.

»Es ist nicht erlaubt, Gefangenen eine Zigarette zu reichen… nicht in Ihrem Fall…«, sagte er leise.

»Weil – ich verrückt bin, nicht wahr?« fragte sie lauernd.

Keine Antwort erfolgte.

Sie befeuchtete ihre Lippen und legte den Kopf in den Nacken. »Glauben Sie auch, daß ich nicht ganz richtig ticke? Sehe ich wirklich aus – wie eine Verrückte?«

Er blickte sie an. »Nein, so sehen Sie nicht aus…«

»Aber Sie halten mich trotzdem für verrückt?«

»Wir haben einen Auftrag, Miss Kilian, den müssen wir erledigen.«

»Auftrag ist Auftrag für Sie, nicht wahr?«

»Ja.«

»Sie würden also auch jemand in diese Anstalt bringen, nur weil Sie einen Auftrag dazu haben, stimmt’s? Der Gedanke, daß auch mal ein Irrtum vorliegen könnte, ist Ihnen noch nie gekommen? Es könnte doch auch sein, daß ich völlig normal bin. So normal wie Sie. Sie würden mich trotzdem in diese Anstalt bringen?«

»Unser Auftrag ließe uns keine andere Wahl, Miss Kilian… Wir haben eine Zwangseinweisung. Es tut mir sehr leid, daß Ihnen das widerfahren ist. Wenn es sich um einen Irrtum handelt, wird sich der sehr schnell aufklären...«

Sie lachte leise. »Wie ahnungslos Sie sind! Sie wissen selbst, wie das ist, wenn man dort eingeliefert wird. Die Tore schließen sich hinter einem – und man ist vergessen. Psychische Anstalten haben etwas Endgültiges. Aus eigener Kraft kommt man nicht mehr heraus… Man ist abgestempelt. Aber ich habe noch zehn Minuten Zeit…« Sie suchte den Blick des jungen Mannes an ihrer Seite.

»Wie meinen Sie das?« fragte der.

»Zeit, um Ihnen meine Unschuld zu beweisen.«

»Damit habe ich nichts zu tun. Sie können mir alles erzählen, wenn Ihnen dadurch leichter ums Herz wird. Aber ich kann die Entscheidung, die Sie erwarten, nicht treffen. Ich bin lediglich Ihr Begleiter…«

»Mein Aufpasser…«

»Richtig«, nickte der Uniformierte. »So kann man’s auch ausdrücken…«

Sie hielt ihm die Hände hin. »Wenn man so abtransportiert wird, kann man eigentlich auf einen Aufpasser verzichten, finden Sie nicht

auch?«

»Genau genommen – ja«, bestätigte er ihr. »Selbst ohne Handschellen wäre die Chance zu entkommen, gleich Null. Man kann den Wagen nur von außen öffnen. Ich bin quasi mit Ihnen hier eingesperrt.«

»Hm, auch keine angenehme Situation für Sie. Sie sind Gefangener wie ich. Nur mit einem Unterschied. Wenn der Wagen am Ziel ist, fahren Sie wieder mit zurück. Während ich in der Anstalt bleibe. Damit bin ich abgeschirmt vor der Welt. Ich bin hier, weil ein Komplott gegen mich geschmiedet wurde. Ich habe niemand umgebracht«, redete sie plötzlich sehr schnell. »Es geht etwas vor, das niemand durchschaut. Die Menschen, die etwas geahnt haben, mußten sterben. Billy Sheridan war ein Opfer. In der gleichen Nacht starb Inspektor Hainley von Scotland Yard. Beide starben – so scheint es – an den schweren Verletzungen, die sie sich bei dem Unfall auf nächtlicher Straße zugezogen hatten. Um den Unfall, der auf' dem Weg zwischen Farnham Common und London passierte, gibt es nach wie vor einige ungelöste Rätsel. Es gibt eine Person, die Zeuge des Unfalls war – und noch lebt. Bei ihr handelt es sich um einen Beamten von Scotland Yard. Er saß in dem Nachfolgefahrzeug, er hat alles gesehen. Auch das Licht, das gar nicht hätte vorhanden sein dürfen…« Sie unterbrach sich plötzlich. »Ah, ich langweile Sie, ich weiß… Sie sind froh, wenn ich abgeliefert bin. Reden wir nicht mehr davon…«

Pamela Kilian senkte den Blick, der Beamte an ihrer Seite sagte nichts.

»Kann ich eine Zigarette von Ihnen haben?« fragte sie nach einer Minute des Schweigens.

»Eigentlich darf ich nicht…«

Noch während er sprach, zog er jedoch die Schachtel schon aus der Brusttasche, nahm eine Zigarette heraus und steckte sie ihr in den Mund. Er zündete sie an. Pamela Kilian inhalierte tief.

Pamela Kilian dachte verzweifelt darüber nach, wie sie es anstellen könnte, ihr Schicksal noch zu verändern, ehe sich die Tore der Anstalt hinter ihr schlossen. Dann gab es niemand mehr, der etwas für Sie tun konnte.

»Nicht gerade angenehm, so zu rauchen«, sagte sie beiläufig und hielt ihre von den Handschellen umklammerten Hände an den Mund. »Können Sie mir die Dinger nicht so lange abnehmen, bis ich fertig bin?«

»Ausgeschlossen!«

»Bitte…«, sagte sie mit einem Augenaufschlag, der Steine erweichte. »Gönnen Sie mir das Gefühl, meine Zigarette aus dem Mund und in die Hand zu nehmen. Ich komm' mir vor wie ein Penner, der eine Zigarette ständig im Mundwinkel hängen hat…«

Da mußte der Beamte lachen.

Pamela stimmte fröhlich in das Lachen mit ein und schien mit einem Mal alle Bedrückung abgestreift zu haben.

»Na, sehen Sie!« sagte sie. »Sie haben wenigstens keine Angst vor mir…«

»Weshalb sollte ich Angst vor Ihnen haben?«

»Mit einer gefährlichen Verrückten allein in einem Auto zu sitzen, gehört schließlich nicht zu Ihren Alltagsbeschäftigungen.« Sie hielt ihm die Hände vors Gesicht. »Nun, tun Sie mir den Gefallen. Nur fünf Minuten… um die Zigarette zu Ende zu rauchen…«

»Es tut mir leid… Ich darf nicht… Wenn ich zu entscheiden hätte…«

»Würden Sie's tun?«

»Natürlich.«

»Also doch Angst?«

»Nein. Ich halte mich an meine Vorschrift.«

»Niemand sieht's«, flehte sie leise mit Verführerischer Stimme, ohne ihren Blick von seinem Gesicht zu wenden. »Nur fünf Minuten…«

»Tut mir leid…«

»Drei Minuten?! Bitte… Lassen Sie mir doch mal das Gefühl…«

Pamela Kilian nahm ihre Hände nicht zurück.

»Na schön«, preßte der junge Mann schließlich hervor. »Sie können ja wirklich nicht raus…«

»Sie sagen's…«

Er schloß die Handschellen auf.

Aufatmend lehnte Pamela sich zurück, nahm die Zigarette aus dem Mund – und warf sich in dem Moment herum, als der Mann an ihrer Seite dies am wenigsten erwartete.

Pamela Kilian war ausgebildet in chinesischen und koreanischen Kampftechniken. Ihr Körper glich einer Feder, leicht beweglich, unangreifbar in dem Moment, als die junge Frau den Angriff startete.

Blitzschnell stieß ihre Rechte vor, während ihre Linke den Mund des verdutzten Mannes verschloß, und sie ihre Knie gegen seine Brust stemmte.

Ehe der Beamte begriff, wie ihm geschah, war der Überfall schon zu Ende.

Mit der Fingerfertigkeit eines Taschendiebs hatte Pamela Kilian ihm die Pistolentasche geöffnet und die Waffe herausgezogen.

Leises Klicken, als der Hahn sich spannte.

»Keinen unnötigen Laut«, zischte die junge Engländerin. »Wenn Sie tun, was ich von Ihnen verlange, wird Ihnen nichts passieren…«

Sie hielt ihm die Mündung entgegen.

Der Mann war weiß wie ein Leintuch. Zorn und Verärgerung

spiegelte sich in seinen Augen.

»Ich bin gemein, ich weiß«, sagte sie, während sie ihm die Handschellen anlegte. »Aber ich muß so handeln. Dies ist meine einzige Chance. Wenn ich erst hinter den Mauern bin, sind mir alle Wege versperrt. Ich muß meine Unschuld beweisen. Ich sag's Ihnen noch mal: ich bin unschuldig! Ich habe die Sprengladung gezündet, das stimmt! Aber zu diesem Zeitpunkt hielten sich keine Menschen mehr im Haus auf.«

»Waren Stuart Mayburry und Alec Hampton denn keine Menschen?« fragte der Beamte hart.

»Sie haben den Fall scheinbar genau studiert. Alle Achtung!«

»Die Zeitungen standen voll davon! Mayburry und Hampton, zwei bekannte Persönlichkeiten, kamen bei dem Anschlag ums Leben.«

»So behaupten die Artikelschreiber…«

»Scotland Yard und die Staatsanwaltschaft kamen zu dem selben Ergebnis!«

»Der Schein spricht gegen mich. Auch das, was ich Ihnen jetzt sage, ist nicht dazu angetan, den Eindruck über mich zu verbessern. Mayburry und Hampton waren bereits tot. Ihre Körper waren nur Hüllen, mit denen sich Wesen aus einem anderen Reich tarnten. In jener Nacht fand im Haus Hampton in Farnham Common eine Beschwörung statt. Skelette erschienen und verschwanden auf geisterhafte Weise wieder. Eine Stimme erfüllte das Innere der Räume. Die Stimme eines Körperlosen, der sich Menat nannte… Das alles können und werden Sie nicht verstehen. Niemand kann es verstehen, es sei denn, ich könnte es beweisen. Das habe ich vor. Nur wenn ich mich in Freiheit befinde, kann ich die Beweise zusammentragen, um die sich jetzt nach Lage der Dinge kein Mensch mehr kümmert. Glauben auch Sie ruhig weiter daran, daß ich verrückt bin. Das vereinfacht manches.

Ich will Ihnen nichts tun. Ich will nur hier raus.

Wie geht das Ganze vor sich?« fragte sie, nachdem sie den Mann wie ein Paket verschnürt und auf die Sitzbank gelegt hatte.

»Wenn wir angekommen sind, wird geöffnet«, sagte der Gefesselte ernst.

»Man stellt doch eine Frage an Sie, nicht wahr?«

»Sie fragen, ob alles in Ordnung ist.«

»Na also… Dann sagen Sie okay. Wenn nicht – drücke ich ab. Riskieren Sie nichts! Sie haben keinen Vorteil davon.«

»Was Sie da vorhaben, ist purer Wahnsinn«, versuchte er Pamela Kilian von ihrem Vorhaben abzubringen.

»Dann paßt es gut zu dem, was man von einer Verrückten erwartet…«

Der Wagen zog in eine Kurve und fuhr etwas bergauf. Die Fahrt

wurde langsamer.

Pamela Kilians Nerven waren zum Zerreißen gespannt.

Das Fahrzeug hielt an. Gedämpfte Stimmen waren zu hören, dann ratterte ein schweres Eisengitter seitwärts. Der Wagen zog wieder an.

Nach dreihundert Metern Fahrt kam er erneut zum Stehen.

Am Ziel!

Nun tagten die entscheidenden Sekunden.

Jemand klopfte an die hintere Wagentür.

»Hallo, Charles? Alles in Ordnung?«

»Alles in Ordnung«, antwortete der Gefesselte.

Pamela nickte ihm aufmunternd zu.

»Sie können sich herausreden«, wisperte sie. »Das mit der Zigarette und den Handschellen brauchen Sie nicht zu beichten. Lassen Sie sich eine Ausrede einfallen…«

»Die wird nicht leicht sein…«

Dräuen drehte sich der Schlüssel im Schloß.

Die Tür wurde aufgezogen.

Pamela Julian sprang.

Wie eine Raubkatze warf sie sich auf den Mann, der die Tür öffnete. Er fiel zu Boden. Pamela setzte mit einem Sprung über ihn hinweg und stieß mit der Rechten nach dem zweiten Beamten, der sich noch geistesgegenwärtig auf die Seite retten wollte.

Der Mann taumelte und fiel in ein Blumenbeet.

Pamela Kilian sah das gewundene graue Band einer Straße vor sich, die vor dem Hauptgebäude auslief.

Ringsum hohe, dichtbelaubte Bäume… Aus den Augenwinkeln nahm sie weiter zurückliegende Nebengebäude wahr und einen Garten, der von einem hohen Maschendrahtzaun umgeben war.

Darin liefen wie auf einem Gefängnishof einige Leute spazieren, Männer und Frauen, die seltsam apathisch und abwesend wirkten. Psychisch Kranke, die vermutlich unter der Einwirkung dämpfender Medikamente standen.

Pamela Kilian lief den asphaltierten Weg nach unten, der breit genug war, damit zwei Autos aneinander vorbeikamen.

Sie bog um die Kurve und hörte die Zurufe, stehen zubleiben. Aber sie achtete nicht darauf. Ihr Ziel war das Haupttor. Wenn sie erst mal das Gitter und die Mauer hinter sich hatte, war es kein großes Problem mehr, irgendwo auf dem Weg zur Hauptstraße ein Versteck zu finden. Ihr Vorteil war die zunehmende Dunkelheit. Es wurde Nacht.

Pamela hörte Zurufe und schnelle Schritte hinter sich. Man war ihr auf den Fersen…

Ein Motor heulte auf. Mit hoher Geschwindigkeit raste ein Fahrzeug der Anstalt über die Asphaltstraße, die zum Tor führte.

Pamela sah das dreieinhalb Meter hohe Gitter vor sich. Links war ein Sandsteinbau, aus dem der Portier stürzte und sich ihr in den Weg stellte. Der Mann war inzwischen telefonisch von Pamela Kilians Fluchtversuch unterrichtet worden.

»Bleiben Sie stehen! Hier geht's nicht weiter!« Mit den Armen fuchtelnd lief der Mann ihr entgegen.

Pamela Kilian ließ sich nicht beirren.

Die Pistole in ihrer Hand ruckte in die Höhe.

»Machen Sie keinen Unsinn, Miss!« entfuhr es dem Portier erschrocken. Er schluckte. »Das Ding kann losgehen, und Sie könnten sich verletzen…«

»Es ist auf Sie gerichtet«, entgegnete Pamela scharf. »Passen Sie auf, daß er nicht in Ihrer Richtung losgeht… Zurück in die Hütte, los! Verlieren wir keine Zeit, öffnen Sie das Tor!«

Der Portier nickte. Die auf ihn gerichtete Pistole flößte ihm Respekt ein. Erst recht, weil sie sich in der Hand einer ›Irren‹ befand, wie er folgerichtig vermuten mußte. Die waren unberechenbar…

Hätte er Gedankenlesen können, wäre ihm klar geworden, daß Pamela Kilian keine einzige Sekunde mit dem Gedanken spielte, auf ihn zu schießen.

Die Pistole war für sie ein Sicherheitsfaktor, weiter nichts. Sie hätte es nicht fertig gebracht, auf einen Unschuldigen zu schießen.

Der Mann taumelte in den verglasten Büroraum zurück, während Pamela am Eingang stand und den Bedroher mit der Waffe in Schach hielt.

Die attraktive Detektivin aus London war aufs äußerste erregt, versuchte aber, sich Unsicherheit und Nervosität nicht anmerken zu lassen.

Durch die Büsche hindurch gewahrte sie den näherkommenden Wagen.

Da setzte das Tor sich in Bewegung, unendlich langsam, wie es ihr vorkam.

Die Verfolger nahten…

Pamela sprang auf den entstehenden Spalt zwischen Tor und Pfosten zu, um sich hindurchzuzwängen…

… und ging in die Falle!

Die Privatdetektivin schrie auf.

Ihr Körper spannte sich, ihre Finger verkrampften sich und konnten die Pistole nicht loslassen.

Ein Stromstoß ging durch Pamelas Körper. Die Berührung mit dem unter Strom stehenden Gittertor wurde ihr zum Verhängnis.

Sie konnte sich nicht davon lösen.

Dann waren Polizei und Pfleger auch schon heran.

»Danke, Pit! Gutgemacht!« rief einer der kräftigen,

weißgekleideten Männer dem Portier zu. »Damit hat das Mädchen nicht gerechnet…«

Pamela Kilian bekam die Ereignisse nur noch halb mit. Der Stromstoß, der durch ihren Körper gejagt worden war, trieb sie fast an den Rand der Ohnmacht. Der Portier war mit seinem Vorgehen nicht zimperlich gewesen.

Ihre Knie zitterten, und sie sackte zusammen, als die Stromzufuhr plötzlich abgestellt wurde. Da waren die anderen auch schon heran.

Ehe sie begriff, wie ihr geschah, hatte sie die Pistole schon nicht mehr in der Hand, und auch zu einer Abwehrbewegung kam sie nicht. Jemand stülpte eine Zwangsjacke über sie, obwohl sie sich nicht zur Wehr setzte. Sie war viel zu benommen.

Von harter Hand gepackt wurde sie in das bereitstehende Auto gestoßen.

Halb benommen kriegte sie mit, wie es anfuhr.

Stimmen ringsum.

Sie wurde etwas gefragt, gab aber keine Antwort.

Mit verschleierten Augen gewahrte sie durch die Scheibe des wendenden Fahrzeuges, wie das Gittertor sich wieder schloß.

Aus, hämmerte es hinter ihrer Stirn.

Ihr Versuch war gescheitert. Sie wußte, daß sie hinter den Mauern dieser Anstalt verloren war und das große Gebäude, dem sie entgegenfuhren, kam ihr noch bedrückender und feindseliger vor als vorhin…

*

Björn Hellmark glaubte zu träumen.

»He, Whiss?!« sagte er, ohne den Blick von dem vogelähnlichen Wesen nehmen zu können, das da auf ihn zuglitt. »Wie kommst du denn hierher? Wir suchen dich überall, kein Mensch findet dich, und wir haben uns schon Schlimmes ausgemalt...«

»Selbst dran schuld, wenn ihr eurer Phantasie allzu freien Lauf laßt«, klang es respektlos zurück. Und Björn Hellmark glaubte, seinen Adoptivsohn Pepe zu hören.

Whiss bediente sich der Stimme des Jungen aus den Urwäldern Yucatáns, den Björn seinerzeit mit auf die Insel Marlos nahm, um ihm eine neue Heimat zu schenken, eine Heimat, in der er von Angehörigen seines Volkes nicht als Kind der Bösen verfolgt wurde.

Whiss war ein Stimmenphänomen. Er konnte jedes Geräusch, jede Stimme täuschend ähnlich nachahmen.

Er setzte sich auf den Kopf einer Porzellan-Statue und befand sich damit fast in Augenhöhe des blonden Mannes.

»Wo warst du so lange, Whiss?«

»Auf Suche…« Diesmal antwortete er mit Ranis Stimme. Aus seinen kleinen, dicken Augen sah er den Herrn von Marlos aufmerksam an.

»Das wissen wir. Du wolltest das Tor ins Jenseits suchen, in das Carminia von Molochos entführt wurde. Hast du es entdeckt, Whiss?«

»Leider nicht. In der näheren Umgebung gibt es für keinen von uns die Möglichkeit, sich des Eingangs zu bedienen, der Molochos offenstand. Er ist spurlos verschwunden. Und mit ihm Carminia. Das tut mir leid. Aber für Menschen aus Fleisch und Blut gibt es einen anderen Weg. Du wirst inzwischen Kaithal, die Visionärin, kennengelernt haben…«

»Richtig!« entfuhr es Hellmark überrascht. »Aber – woher weißt du das?«

Der kleine Kerl grinste von einem Ohr zum anderen. »Ich habe sie auch getroffen. Du solltest tun, was sie dir gesagt hat…«

»Leider hat sie nicht allzu viel gesagt, Whiss. Es waren nur Andeutungen. Als es anfing, interessant zu werden, ist einiges geschehen…«

»Ja, ich weiß. Molochos' Totenheer Nekromos hat eingegriffen.«

Björn kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. »Willst du damit sagen, daß du die ganze Zeit in der Nähe gewesen bist und alles mitbekommen hast?«

»Nicht direkt«, antwortete er ausweichend.

»Whiss, was ist los? Du wirkst… so verändert…«

»Manchmal ist man unterwegs, um etwas Bestimmtes zu suchen, Björn…« Hellmark zuliebe blieb er bei der diesem Mann vertrauten Stimme des Inders Rani Mahay. »Und manchmal findet man dabei etwas, worauf man nicht gefaßt war.«

»Du hast also etwas entdeckt, das dich veranlaßte, länger wegzubleiben?«

»Ja, das kann man sagen…«

»Konntest du uns da wenigstens, nicht zwischendurch ein Lebenszeichen geben?«

»Leider nicht.«

»Na, die Hauptsache ist, daß jetzt alles in Ordnung und du wieder bei uns bist. Wissen die anderen schon über deine Rückkehr Bescheid?«

»Klar.«

Hellmark schüttelte den Kopf. »Aber da gibt's einige Dinge, die verstehe ich trotzdem nicht. Was hast du so wichtiges entdeckt und wie vor allem kommst du in diese Halle? Die Tür war die ganze Zeit über geschlossen.«

»Das eine gehört zum anderen, Björn. Ich habe etwas Persönliches entdeckt – es betrifft meine Herkunft aus dem Mikrokosmos. Ich werde mich näher darum kümmern. Ich bin auf ein Geheimnis

gestoßen, dem ich nachgehen muß. Ich kann euch vorerst nicht mehr begleiten…«

Man merkte, daß Whiss beim Sprechen einige Schwierigkeiten hatte. Es schien, als stecke ihm ein Kloß im Hals.

Dann lachte er plötzlich wieder unbeschwert wie ein Kind und schlug sich mit der rechten Hand auf den angewinkelten Schenkel. »Kein Grund zum traurig sein«, fügte er plötzlich hinzu. »Ich muß der Sache auf den Grund gehen, um mehr darüber zu erfahren…«

»Du redest ständig um den heißen Brei herum, Whiss. Um was für eine Sache handelt es sich?«

»Großes Geheimnis!«

Da mußte Hellmark an etwas denken. »Whiss! Steckst du etwa hinter der Vernichtung der Skelette? Hast du mit deiner Para-Kraft dafür gesorgt, daß Gigantopolis sich erhob und die Angreifer zermalmte?«

»Nein, damit habe ich nichts zu tun.«

»Weißt du, wer dahintersteckt?«

»Du wirst es, wenn die Zeit gekommen ist, noch rechtzeitig erfahren, Björn. Das alles hat nichts mit dem zu tun, was ich tun muß. Ich muß mir Klarheit verschaffen… Was ich dir jetzt im Moment raten kann, ist das eine: befolge Kaithals Ratschlag. Ich nutze euch im Moment wenig… Und denke nicht weiter darüber nach, wie ich in diese Halle trotz verschlossener Tür gekommen bin. Vielleicht habe ich schon auf dich gewartet. Wer weiß…«

Hellmark streckte die Hand nach ihm aus, um ihn von dem Porzellankopf einer Sooman-Statue fortzunehmen.

Er fand keinen Whiss und stieß ins Leere.

Whiss – war nur ein Geist!

*

Er zerfloß im gleichen Augenblick, als hätte es ihn nie gegeben.

»Whiss?« fragte Hellmark ungläubig.

Er erwartete noch einen Hinweis, eine Antwort. Aber die erfolgte nicht mehr.

Whiss war verschwunden und schwieg.

Verwirrt und nachdenklich verließ Hellmark schnellstens die riesige Halle, in der er ein unvorhergesehenes Erlebnis hatte.

Er fand die Freunde in dem gewaltigen Thronsaal, von dem aus die ›Steuerung‹ der fliegenden Stadt durch reine Gedankenkraft möglich war. Und er, Hellmark, konnte diese Impulse dafür geben.

Danielle de Barteaulieé, Rani Mahay, Harry Carson und Arson standen beisammen und besprachen sich aufgeregt.

Als er auftauchte, blickten sie ihm erwartungsvoll entgegen.

»Du kommst drei Minuten zu spät, Björn«, ließ Rani Mahay sich vernehmen. »Etwas früher, und du hättest ihm noch begegnen können. Whiss war hier…«

»Was? Eben… in diesen Minuten?«

»Ja. Und er hat uns ’ne Menge seltsamer Dinge erzählt und Rätsel aufgegeben…«

»Was hat er euch gesagt?«

Es kam das heraus, was auch Björn Hellmark vor wenigen Minuten erfahren hatte. Nur hatte Whiss sich offenbar mit anderen Worten mitgeteilt.

Das Rätsel wurde immer größer!

Der kleine Kerl, der einfach zu ihnen gehörte, hatte sich zur gleichen Zeit hier und in der riesigen Gedenkhalle gezeigt. Außerdem brachte er es fertig, mit unterschiedlichen Stimmen und Worten zu sprechen. Björn erfuhr, daß Whiss sich hier mit Hellmarks Stimme gemeldet hatte.

Alle waren verwirrt und ratlos.

Whiss’ Geistererscheinung gab ihnen mehr Rätsel auf als sein weiteres Fernbleiben es vermocht hätten.

Eines allerdings war ihnen klar geworden: es war etwas Entscheidendes eingetreten, worüber Whiss nur Andeutungen gemacht hatte. Und auch die Tatsache, daß er als körperloser Geist an zwei verschiedenen Stellen gleichzeitig erschienen war, wies darauf hin, daß mit Whiss etwas geschehen war.

Was steckte dahinter?

Eine neue Erfahrung für Whiss? Oder eine tödliche Gefahr für ihn und sie alle?

Keiner wußte eine Antwort auf diese Fragen.

»Was er sagte und *wie* er es sagte«, ließ Rani Mahay sich da vernehmen, »das klang – nach Abschied. Für immer…«

*

Er hatte nicht ganz unrecht. Auch die Freunde empfanden es so. Und keiner kannte Whiss besser als Rani Mahay. Er hatte dem kleinen Kerl damals das Leben gerettet, und die beiden waren ein untrennbares Gespann geworden…

Nach Ranis letzten Worten herrschte eine merkwürdige, bedrückende Stille.

Björn näherte sich einem der Fenster.

Hier vom Thronsaal aus, der in einem mächtigen Turm lag, hatte man einen ausgezeichneten Blick über die Dächer und Zinnen der Stadt ins weite Land und auf die nahen Berge, die den sogenannten Steinwald bildeten.

Hellmarks Augen verengten sich.

Da unten in der Weite, die nach Norden führte, wo die violetten Felsen des Schattengebirges lagen, die man jedoch nicht wahrnehmen konnte, stand eine Gestalt. Einsam und verloren.

Eine Frau.

Kaithal…

*

Björn Hellmark verlor keine Zeit.

»Sie ist wieder da«, sagte er und machte die Freunde auf seine Entdeckung aufmerksam. »Ich werd mich noch mal mit ihr unterhalten…«

Die anderen warfen einen raschen Blick in die Tiefe. Auch sie sahen die Gestalt, die verloren und klein in der steinernen Ebene stand, Kaithal, die Seherin, wieder.

Sie hatte ihnen schon mal einen Hinweis gegeben.

Der hatte sich als wahr erwiesen.

Was wollte sie nun?

Wußte sie etwas über Whiss' Schicksal, über seine Entdeckung und Absichten?

»Rani und Harry – ihr kommt. Danielle und du, Arson, haltet hier die Stellung. Von diesem Fenster aus könnt ihr uns gut sehen. Und wenn etwas Unvorhergesehenes eintreten sollte, Danielle, dann hilfst du uns mit einem kleinen Unwetter oder einem Blitz. Vielleicht brauchen wir deine Hexenkräfte…«

Danielle nickte.

Hellmark und seine beiden Begleiter eilten durch den großen Saal, durch die nachfolgenden Gänge und passierten Treppenfluren, ehe sie die Straße zum Haupttor erreichten.

Björn öffnete es.

Eine Steinwurfweite von ihnen entfernt stand noch immer Kaithal vor ihnen, sie schien gewartet zu haben.

Kaithal trug ein cremefarbenes Gewand, das sie wie eine Tunika um sich gewickelt hatte.

Björn war stets zwei Schritte vor den beiden Freunden, die ihn und Kaithal nicht aus den Augen ließen.

Sie sahen im Moment alle keine Feindin in Kaithal, von der sie sonst nichts wußten. Immerhin hatte ihr erstes Auftauchen bewirkt, daß sie gewarnt wurden vor einer Gefahr, die auch prompt eingetreten war. Fast war die Warnung zu spät gekommen.

Doch Kaithal hatte nicht nur gewarnt. Für einzelne hatte sie auch eine ganz persönliche Botschaft bereitgehalten.

Kaithal trug das Haar offen. Ihr Alter war schwer zu schätzen. Sie

wirkte seltsam alterslos.

»Ich hatte erwartet, euch und die Stadt in dieser Ebene nicht mehr anzutreffen«, sagte sie unvermittelt, als Björn Hellmark noch etwa zehn Schritte von ihr entfernt war. Hellmark hatte sein Schwert nicht gezückt. Kaithal war eine rätselhafte Gestalt in diesen Tagen, da auf Xantilon eine finstere Zeit anbrach. Aber sie gehörte offensichtlich nicht zu denen, die sie bekämpften. Sonst hätte sie sie beim erstenmal schon angreifen oder in eine Falle schicken können.

Kaithal meinte es offensichtlich gut mit ihnen. Sie verstand ihre Rolle als Mahnerin und Warnerin. Wie sie gerade in diese abgelegene Ebene des Steinwaldes kam, blieb allerdings nach wie vor rätselhaft.

»Ich denke, ihr suchtet verzweifelt nach einem Eingang in das Jenseits«, fuhr sie fort und faßte Björn Hellmark fest ins Auge. »Ich habe dir einen Weg aufgezeigt. Die Kristallfelsen sollten dein Ziel sein…«

»Wir waren dabei, aufzubrechen«, reagierte Björn rasch. »Da haben wir dich vom Fenster des Thronturms aus bemerkt und sind zu dir geeilt, in der Erwartung, daß du für uns vielleicht eine neue Botschaft hättest.«

»Dein Gefühl hat dich nicht betrogen«, nickte Kaithal. »Ich bin gekommen, meine Angaben zu präzisieren. Ich konnte dir als Anhaltspunkt nur die Kristallfelsen angeben, dann wurde unsere Kontaktaufnahme gestört.

Xantilon befindet sich im Umbruch. Grauenvolle Dinge ereignen sich überall. Dies ist die Zeit vor dem Untergang. Wer den Dämonischen hilft, sie unterstützt und sich ihnen aus freien Stücken anschließt, ist verloren.

Aber nichts ist ohne Hoffnung. Auch dein Schicksal nicht.

Das Gebiet, wo die Kristallfelsen sich befinden, liegt unter besonderen Einflüssen. Merkwürdige und rätselhafte Dinge ereignen sich dort. Es ist die Grenze, wo auch die Lebenden das Tor ins Totenreich aufstoßen können. Der Fluß ins Jenseits, Skorokka, tritt dort ans Tageslicht. Zum Skorokka mußt du dich begeben… vielleicht wirst du finden, was du suchst…«

Sie sah plötzlich an ihm vorbei, und ihr Blick blieb auf Harry Carson haften, der eine gewisse Ähnlichkeit mit Björn Hellmark besaß. Er war groß und blond, breitschultrig, ein Kämpfer und Abenteurer.

»Du suchst die Frau deiner Träume«, sprach sie ihn unvermittelt an und hob sachte die Hände. »Schau genau hin. Und merke dir die Bilder, die du zu sehen bekommst, gut…«

Sie sahen die Szene, die wie eine Projektion vor ihnen in der Luft erstand.

Vor ihnen in der steinigen Ebene schien sich auf eine wunderbare Weise die Landschaft zu verändern.

Weiche, helle Sanddünen waren plötzlich zu sehen. Sanft strich warmer Wind über sie hinweg. Hellgrüne Gräser bewegten sich.

Zwischen den Dünen tauchte eine Gestalt auf: Eine Frau von überirdischer Schönheit. Klar und ebenmäßig das Gesicht und die Gestalt. Sie war in ein durchsichtiges Gewand gehüllt, das sie mit der Grazie eines Mannequins trug.

Sie lächelte. Alle hatten das Gefühl, daß dieses Lächeln ihnen galt.

Aber Harry Carson war der einzige, der sich in Bewegung setzte.

»Daiyana!« flüsterte er abwesend.

Auch Björn Hellmark hatte die Schöne sofort wiedererkannt. Durch eine kürzlich erfolgte Kontaktaufnahme mit seinem unabhängig von ihm operierenden Zweitkörper war ein Austausch der Bewußtseinsinhalte zwischen ihm und Macabros erfolgt. Dadurch war ihm bekannt, daß auch ›er‹ schon diese schöne Frau gesehen hatte. Die vierte der Zauberinnen aus Un, der eine besondere Rolle zukam.

Das war eine Seite der Medaille.

Die andere Seite war die direkte Begegnung Macabros' mit Daiyana. Aus ihrer Hand hatte er in einer furchtbaren Nacht das Schwert erhalten, mit dem Dämonen sich auflösen und Feinde zurückweisen ließen.

Er trug dieses Schreit. Aber auch Macabros hatte es. Wenn sie getrennt aktiv waren, verdoppelten sich die Dinge, die sie bei sich trugen. Im Fall des magischen Schwertes jedoch gab es noch eine besondere Situation.

Als Macabros es aus Daiyanas Hand empfing, befand sich das Schwert in einer anderen Zeit an einem unzugänglichen Ort und wurde sofort aufbewahrt.

Wieder mal erlebte Björn Hellmark das große Rätsel ›Zeit‹ mit all seinen Sinnen.

Harry Carson ging zwei Schritte auf die von Kaithal geschaffene Projektion der Zauberin Daiyana zu.

Um die Lippen der alterslosen Frau spielte in dieser Sekunde ein kaum erkennbares Lächeln.

»Wenn die Zeit gekommen ist, solltest du tatsächlich diesen Weg gehen«, sagte sie orakelhaft. »Laß sie nicht allein weitergehen…«

Die Erscheinung löste sich lautlos auf.

Eine neue Szene erschien.

Urwaldstimmung… schummrige Luft, tief herabhängende Lianen, dicht stehende Bäume und Blütenpflanzen, direkt vor ihnen ein Wasserfall, der donnernd in die Tiefe stürzte. Ganz oben, von wo das Wasser herkam, schien es einige Sekunden still zu stehen, ehe es von den nachrückenden Massen doch über den Schnittpunkt gedrückt wurde.

Der dichte Wasservorhang war eine Grenze. Er fiel in einen Fluß,

in dem das Wasser regenbogenfarbig schimmerte, Fische sich tummelten und allerlei Insekten in der mit Feuchtigkeit gesättigten Luft herumschwirrten.

Der Fluß strömte jedoch nicht vom Wasserfall weg, sondern auf ihn zu. Das bedeutete: dahinter war ein Hohlraum.

»Skorokka! Der Strom ins Totenland… jenseits des Wasserfalls beginnt das Reich der Toten… dort kannst auch du eindringen… und suchen, was du zu finden hoffst…«

»Werde ich sie finden?« reagierte Hellmark sofort.

Kaithal konnte in die Zukunft sehen und Bilder von dort her projizieren. Also mußte sie auch wissen, wie sein Unternehmen ausgehen würde.

Er nutzte die Gelegenheit, um es von ihr zu erfragen.

Doch er kannte die Eigenart jener Erscheinung entweder zu wenig, oder Kaithals Fähigkeit, sich zu zeigen, war bereits wieder erloschen.

Björn fürchtete im stillen, daß er vielleicht auch durch seine neugierige Frage zu dem beigetragen hatte, was nun geschah.

Das strahlende Bild erlosch – zurück blieb die Weite des steinernen Landes.

Auch von Kaithal registrierte man keine Spur mehr.

*

Fünf Sekunden standen sie stumm wie Steine und schienen ein erstarrter Teil der düsteren, unbelebten Landschaft zu sein.

Dann machte Hellmark auf dem Absatz kehrt.

»Gehen wir«, bestimmte er. »Mehr als das, was sie uns gezeigt hat, was sie uns offenbar zeigen konnte, war offenbar nicht drin. Nun, das Schicksal ist immer ein Wagnis, auch wenn man glaubt, es zu kennen…«

Wortlos schlossen Harry und Rani sich ihm an, jeder seinen eigenen Gedanken nachhängend.

Hellmark kehrte auf schnellstem Weg in den Thronsaal zurück.

Er nahm den ihm gebührenden Platz ein, legte die Hände auf die kostbar verzierten Armlehnen. Die Säulen, die ihn umgaben, zeigten paradiesische Szenen, Reliefs, die ein begnadeter Künstler geschaffen zu haben schien. In blütenumrankten Zweigen saßen singende Vögel, an Wassertränken standen Tiere unterschiedlichster Art zusammen, ohne daß das eine das andere angriff oder verjagte. Ein Bild von Eintracht und Frieden. Etwas von der Sehnsucht eines jeden Menschen lag in diesen Darstellungen.

Björn konzentrierte sich auf die Stadt.

Er erfaßte intuitiv die fremde Psyche, die alle diese Dinge geschaffen hatte und noch heute nach vielen Jahrtausenden erfüllte.

Jeder Gegenstand, jeder Stein enthielt eine Spur des Lebens jener Rasse, die Gigantopolis aus dem Sternenkristall wachsen ließ.

Hellmark sah im Geist die gesamte Landschaft vor sich.

Wie ein klar projiziertes Abbild lagen die kahlen, riesigen Berge vor ihm, der ›Steinwald‹, dessen Höhe aussah wie ein langausgestreckter, schlafender Saurier.

Die Ebene davor war der Ort, wo Gigantopolis durch Molochos, den Dämonenfürsten, zur Landung angesetzt hatte. Zu diesem Zeitpunkt befand sich Gigantopolis noch fest in der Hand und der Psyche des dämonenhörigen Schwarzen Priesters. Dann war der Zweikampf gekommen, der Molochos zur Flucht aus der vieltausendtürmigen Stadt veranlaßte.

Eine von ihm selbst gesetzte Maxime, war ihm zum Fangeisen geworden. Die Kräfte der Stadt, mit denen jeder sich verbinden konnte, gleich wessen Geistes Kind er war, hatten sich sofort gegen ihn gestellt.

Nun gehorchte die Stadt Hellmarks Willen. Er war ihr Meister.

Feuerschein zeigte sich unterhalb der Ränder der Mauern, die Gigantopolis umschlossen.

Der Boden selbst schien sich zu heben.

Doch das war eine Täuschung. Es war die riesige Plattform, auf der die Stadt lag, die langsam in die Höhe stieg, von mächtigen Flammensäulen getragen.

Die Erde erzitterte. Das Feuer, sonst eine verheerende Wirkung zeigend, erlosch augenblicklich wieder und hinterließ keine Brandstätten, wie es der Fall war, als Apokalypta und Molochos die geistigen Führer der ehemaligen Alptraumstadt verkörperten.

Auch das Feuer richtete sich nach dem Geist dessen, der die Stadt führte.

Alles bildete eine Einheit.

Hier lenkte und steuerte ein Mensch Gigantopolis, der guten Willens war. Apokalypta und Molochos jedoch, dämonische Wesenheiten, trugen das Gift der Vernichtung und Feindseligkeit in ihren Gedanken, als die Stadt ihnen unterstand.

Die Plattform mit den tausend Türmen, winkligen Gassen, Häusern und Palästen, den verschwiegenen Gärten, die sich wieder bildeten, gewann rasch an Höhe und wurde auf einem glühenden Teppich sicher und stabil in der Luft gehalten.

In der Stadt selbst war keine Erschütterung zu’ spüren. Nicht mal die Fenster des Palastes, in dem Hellmark und seine Freunde sich aufhielten, klirrten.

Es war so, als würde die Stadt auf einem festen, unerschütterlichen Untergrund ruhen.

Gigantopolis glitt durch die Lüfte und ließ das steinerne Tal und

den Steinwald hinter sich.

Die Stadt bewegte sich in südlicher Richtung auf die fernen Kristallfelsen zu, eine Landschaft von der keiner etwas Näheres wußte…

Es war eine Reise ins Ungewisse.

*

Im gleichen Augenblick, schon viel weiter im Süden allerdings, auf der Nordseite des ›Dunklen Wassers‹…

Dort stand in der Dunkelheit der Krieger Evont und konnte seinen Blick nicht von der teuflischen Erscheinung wenden, die sein Blickfeld ausfüllte.

»M-e-n-a-t?« dehnte Evont den ihm fremden Namen und lauschte dem Klang seiner dunklen, belegten Stimme. »Nie habe ich von dir gehört…«

»Irgendwann – ist immer das erste Mal«, dröhnte es aus dem furchtbaren Maul seines Gegenüber, der ihn um mehrere Köpfe überragte. »Ich könnte dich auf der Stelle töten… du hast mit eigenen Augen gesehen, wozu ich imstande bin. Die Menschen, die du suchst, kann ich dir erscheinen lassen…«

»Du hast mich eben wissen lassen, daß sie noch leben«, stieß Evont aufgebracht hervor. Er faßte wieder Mut und war bereit, sich auf einen Kampf auf Leben und Tod einzulassen, wenn es sein mußte. Aber erst wollte er Gewißheit haben über das Schicksal seiner drei Schützlinge.

»Wenn ich es gesagt habe, dann kannst du dich darauf verlassen, daß es so ist«, dröhnte ihm die schreckliche Stimme des Monsterhaften entgegen. »Das da…« Mit diesen Worten deutete er auf die Stelle, an der noch immer der vom Schwerthieb gespaltene Kopf der Frau Evonts lag, »… hat genügt, dich zu täuschen. Ich hätte wirklich die Köpfe derer schicken können, an deren Wohl dir liegt. Und mit eigener Hand hättest du sie getötet, weil du dir keinen anderen Rat gewußt hättest wie du dich sonst von den vermeintlichen Angriffen retten könntest…«

Evonts Nackenhaare sträubten sich, als auf eine kaum sichtbare Handbewegung hin die beiden Kopfhälften wieder zusammenwuchsen und die Kugel sich vom Boden erhob.

»Es ist nur eine Kugel… ein kleiner Trick… ich könnte viele auf einmal erscheinen lassen wie ein Jongleur«, erklärte der Monsterhafte teuflisch grinsend. »Du hast diesen Trick nicht durchschaut… schau genau hin…«

Der Kopf schwebte auf ihn zu. Evont hielt den Atem an. Der Kämpfer aus Kyrta, der vorhin schon glaubte, den Verstand verloren zu haben, zwang sich, ruhig und gelassen zu bleiben.

Das Gesicht seiner Frau schwebte genau vor ihm.

Jetzt verblaßte es fließend, und aus den unschärfer werdenden Konturen schälte sich ein neues Antlitz, das eines vampirhaften Monsters, dem eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Geschöpf anhaftete, das vor ihm stand.

»Ich kann dir tausend Köpfe und Gesichter zeigen. Und du wirst nicht erkennen, ob sie nur Täuschungen sind oder echt… Ebenso gut hätte ich dir den echten Kopf deiner Frau schicken können. Aber ich brauche dich für ein Unternehmen. Das ist deine Chance, und die der drei anderen…«

»Wo sind sie?« fragte Evont aufgeregt. Er blickte in die Runde, konnte Baia, Heran und Malek jedoch nirgends entdecken.

»Nur langsam…« Der sich Menat nannte, ließ die Kugel mit dem Vampirgesicht schrumpfen. Der Rest zerplatzte wie eine Seifenblase. »Du siehst, daß ich es gut mir dir meine. Ich hätte dem Kopf ebenso gut den Befehl geben können, dich zu töten. Der Biß eines Vampirs ist köstlich… Aber ich habe es nicht getan.«

»Das bedeutet: du brauchst mich?«

»In gewissem Sinn – ja. Wenn du tust, was ich von dir erwarte, wirst du die drei Menschen aus deiner Begleitung zurückerhalten.«

»Und wenn ich mich weigere?«

»Ich würde es dir nicht empfehlen! Du hast die Köpfe gesehen. Es waren Masken. Aber ich kann dir auch die echten schicken…«

»Wie ist es dir gelungen, Baia, Heran und Malek in deine Gewalt zu bekommen?«

Unauffällig blickte Evont sich dabei um. Der ›Tote Gott‹ hatte ihn in dieser Nacht gerettet. Er war also in der Nähe. Ob er einen besonders günstigen Moment abwartete, um noch mal einzugreifen?

Im stillen hoffte Evont auf ein solches Geschehnis. Aber er verließ sich nicht darauf.

Götter waren unberechenbar…

»Ich habe dich die ganze Zeit über schon beobachtet«, bekam er zur Antwort. »Es mußte etwas geschehen, um dich von deinem Platz wegzulocken…«

»Willst du damit sagen, daß du die Bestie aus den Fluten gelockt hast?«

»Ja, genau so war es. Als du beschäftigt warst, habe ich mich um den Rest der Familie gekümmert.«

»Aber du konntest nicht wissen, daß ›Er‹ in der Nähe weilte und mich rettete…«

»Das war ein Zufall, richtig. Ich hatte eine bestimmte Zeit einkalkuliert, die ich brauchte, deine drei Begleiter verschwinden zu lassen. Solange mußtest du in der Tiefe festgehalten werden. Ich hätte der Fluß-Bestie den Auftrag gegeben, dich frei zu lassen. Du siehst,

daß derjenige, der dich schließlich gerettet hat, mir gar nicht so überlegen ist.«

»Immerhin stellte er für seine Hilfe keinerlei Bedingungen.«

»Das ist der einzige Unterschied.«

Aber ein sehr entscheidender, dachte Evont, und hoffte noch immer auf ein Wiederauftauchen des ›Toten Gottes‹…

Doch er kam nicht.

Evont blieb nichts anderes übrig, als der teuflischen Erscheinung zu gehorchen.

»Komm!« forderte der unheimliche Menat ihn auf. »Folge mir! Dein Schwert laß lieber in der Scheide. Wenn du den Gedenken gehabt haben solltest, mir in den Rücken zu fallen – dann vergesse das ganz schnell wieder. Ein Versuch, und du Wirst nicht mich treffen, sondern den Kopf deiner Frau. Diesmal den richtigen. Ich habe dich gewarnt.«

Menat war ein Magier.

Anders konnte Evont sich sein Verhalten und seine Fähigkeiten nicht erklären.

Er spielte in der Tat mit dem Gedanken, den Unheimlichen aus dem Weg zu räumen. Aber das ungewisse Schicksal seiner drei Schützlinge hielt ihn davon ab, etwas Unüberlegtes zu tun.

So blieb ihm nichts anderes übrig, als seinen Blick auf den breiten Rücken der massigen, riesigen Gestalt zu heften und ihm in die Nacht zu folgen.

Sie gingen am Fluß entlang.

Gleichmäßig und träge wälzte sich das Wasser dahin, und Evont wurde unwillkürlich an die schwarze, schleimige Bestie erinnert, die daraus hervorgekommen war. Aber auch an die helle Gestalt, die wie eine Erscheinung auf dem Grund des Stromes gestanden hatte, als hätte sie ihn erwartet.

Menat sprach die ganze Zeit kein Wort mehr.

Am Fluß standen hohe, schlanke Bäume. Zunächst vereinzelt, dann wurden es immer mehr.

Evonts Augen wurden schmal.

Er erkannte keinen Durchgang mehr. Hier war es seiner Meinung nach notwendig, mit einem Buschmesser oder dem Schwert vorzugehen, um eine Bresche in die wildwuchernde Pflanzenwand zu schlagen.

Doch Menat war der Weg nicht unbekannt.

Ein schmaler Trampelpfad führte in die dunkle Wildnis, in der sie kaum die Hand vor Augen sahen. Menat schien Nachtaugen zu haben. Er bewegte sich mit der Sicherheit einer Katze. Und Evont schloß sich an und blieb immer dicht hinter dem Rücken des Unheimlichen.

Mehr als einmal hätte er gerade in der Wildnis den verhaßten Feind zu Boden strecken können. Er durfte sich von seiner

Verzweiflung und seinem Zorn jedoch nicht übermannen lassen.

Menat wandte nicht ein einziges Mal den Kopf. Er war sich seiner Sache sicher und wußte, daß er nichts zu befürchten hatte.

Evont fiel das Laufen schon schwer; aber er hielt durch. Er konnte sich kaum vorstellen, daß in der Zeit, in der er abwesend war, Baia, Heran und Malek einen solch weiten Weg gelaufen sein könnten. Menat mußte auf andere Weise die drei Begleiter dahin versetzt haben, wohin er ihn jetzt führte.

Schließlich war er ein Magier und stand mit teuflischen Mächten im Bund.

»Wir sind gleich da«, ertönte Menats Stimme plötzlich aus der Dunkelheit vor ihm. »Noch ein paar Schritte… dann sind wir bei den Ruinen.«

»Welche Ruinen?« fragte Evont rauh.

»Die Ruinen von Kalesh… eine alte Stadt, von der man sich viele seltsame Dinge erzählt.«

»Kalesh…«, murmelte Evont, und seine Kindheit kam ihm in den Sinn.

»Ein Märchen, eine Legende... in Kyrta erzählte man sich, daß in den unzugänglichen Wäldern rings um das ›Dunkle Wasser‹ seltsame Geschöpfe wohnen... Uns Kindern machte man damit Angst. Wer nicht artig war, dem drohte man damit, ihn nachts außerhalb des Hauses zu lassen. Die Wesen von Kalesh würden dann kommen und denjenigen mitnehmen. Auf Nimmerwiedersehen! Wer Kalesh gesehen habe, für den gäbe es kein Zurück mehr.«

»In jedem Märchen, jeder Legende steckt ein wahrer Kern… Kalesh gab es schon immer. Er ist einer der ältesten Flecke dieses Kontinents. Seit jeher stand Kalesh unter magischen Einflüssen…«

Evont wollte es nicht glauben. »Die Wildnis rings um das ›Dunkle Wasser‹ ist nicht so groß, daß man sie nicht erforschen könnte. Kalesh war und blieb ein Phantasie-Ort…«

Menat lachte. Es hörte sich schaurig an. »Was man nicht sieht, ist kein Beweis dafür, daß es nicht vorhanden ist. Kalesh war schon Ruine, als es dich noch nicht gab, und Tausende und Abertausende Jahre davor. Der Ort, von dem ich spreche, liegt mitten in der Wildnis – und doch konnte man ihn niemals sehen.«

»Und weshalb nicht? Ist er etwa unsichtbar?«

»Gewissermaßen… man muß eine Grenze überschreiten, um ihn sichtbar werden zu lassen. Wenn man aber mal drüben ist, findet man nicht mehr den Weg zurück. Es sei denn, man ist bei Menat.«

»Und was zeichnet dich aus, daß du den Weg kennst?«

»Die Verehrung, die mir dort zuteil wurde. Du wirst gleich mehr wissen – und dadurch alles verstehen…«

Sie kamen an eine Lichtung.

Wie groteske Brücken spannten sich mächtige, ranken- und lianenüberwucherte Baumstämme über ihnen.

Leises Zirpen und andere seltsame, nicht identifizierbare Laute drangen an ihre Ohren.

Evont war alles anderes als furchtsam.

Aber in dieser Wildnis war es ihm unbehaglich. Er spürte körperlich eine nahe Gefahr, eine Beklemmung, die eine Ursache haben mußte.

Er kontrollierte seine eigenen Gefühle und kam zu dem Schluß, daß er auf der Stelle kehrt gemacht hätte, wäre kein plausibler Grund gewesen, der in zurückhielt.

Es gab nur einen Grund: Er wollte Baia, seine Frau, Heran, seinen Sohn, und Melak, einen Bruder, wiedersehen.

Laub rauschte unter den Füßen Menats, Zweige knackten.

Aus dem nahen Unterholz war ein Zischen zu hören.

Dann ein gellender Schrei.

Unmittelbar neben Menat stieg kerzengerade und blitzschnell etwas in die Höhe, das aussah wie ein Ast und die ganze Zeit über auch dagestanden hatte wie einer.

Der Ast – war ein Tier! Ein Mischwesen zwischen Schlange und Echse, schlank, wendig, mit einem kantigen Schädel, der in der Dunkelheit zu wachsen schien.

Evont riß das Schwert in die Höhe.

Das riesige Maul gähnte wie eine Öffnung über ihm und senkte sich blitzschnell herab.

Er stieß das Schwert nach oben. Es knirschte, als er das weiche Fleisch unter dem Unterkiefer durchstieß. Ein Blutstrahl traf ihn.

Geistesgegenwärtig ließ Evont sich zur Seite kippen.

Sein Schwert hatte sich im Fleisch der Bestie verhakt und ließ sich nicht mehr lösen.

Brüllend schwang das Untier den Kopf herum und schnappte nach Evont. Blut und Geifer trafen ihn, und das große Maul war direkt über ihm.

Aus! Das war alles, was er noch denken konnte, und er verfluchte diese Nacht, deren Schrecken nicht enden wollten.

In dem Moment, als er schon die sich schließenden Kiefer fühlte, geschah das Unerwartete.

Das unheimliche Mischwesen spannte sich wie unter einem elektrischen Schlag.

Es zitterte, röchelte und wankte rückwärts, ließ von Evont ab.

Der richtete sich auf, die Augen ungläubig aufgerissen.

Menat stand im Armreichweite von ihm entfernt und grinste wie ein Teufel.

»Du siehst, daß du bei mir in besten Händen bist, Evont«, sagte er

kalt. »Es folgt mir aufs Wort… Was der andere konnte, kann ich schon lange…«

»Dann… hast… du…«

»Ja, ihn zurückgepfiffen. Er ist sonst ganz friedlich. Nur mag er es nicht, wenn man ihn im Schlaf erschreckt. Ich habe ihn ein wenig aufgestachelt, ihm etwas gezeigt, das ihn aggressiv machte. Und er war der Meinung, daß du der Auslöser bist…«

Evont knirschte mit den Zähnen. »Du bist ein Scheusal«, preßte er hervor.

Menat lachte und deutete auf die vor ihnen liegende Lichtung. »Da drüben sind die Ruinen und die Leute, die du suchst«, sagte er dann schnell.

»Ich kann nichts sehen…« Evont riß die Augen unnatürlich weit auf, um die Dunkelheit zu durchdringen. »Da ist ein großer Baum, der alle anderen an Umfang und Größe überragt…«

»Gehen wir auf diesen Baum zu!«

Evont begriff den Sinn nicht, tat aber, was Menat von ihm erwartete.

»Willst du sagen, daß Baia und die anderen dort versteckt sind?« fragte er benommen.

»Ich redete von der Ruinenstadt. Warte ab…«

Der Baum hatte einen gewaltigen Umfang. Zehn erwachsene Kämpfer könnten ihn mit einiger Mühe umfassen.

Der Unheimliche ging direkt auf ihn zu und mußte jetzt an die Rinde stoßen. Genauso war es.

Menat berührte die rissige Oberfläche, beschrieb darauf mit der Hand einige merkwürdige Zeichen – und ging dann weiter. In den Baum hinein…

*

Aber merkwürdigerweise verschwand *es* nicht.

Evont, der noch vor dem Baum stand, konnte den unheimlichen Magier noch sehen.

Menat drehte sich um und stand da wie in einem milchigen Nebel.

»Nun komm schon! Ich denke, du willst deine Familie wiedersehn?«

Evont gab sich einen Ruck. Es widerstrebte ihm, auf den Baum zuzugehen, und er rechnete instinktiv mit einem Widerstand. Schließlich sah er die tiefeingekerbte Rinde deutlich vor sich.

Aber sie war nur noch ein Trugbild, nur noch Luft. Menat hatte sie mit seiner Zauberei entmaterialisiert.

Evont hatte das Gefühl, durch eine Nebelwand zu gehen. Dann stand er wieder neben dem Unheimlichen.

»Angst?« fragte dieser ihn.

»Etwas… Wo sind wir hier?«

»Auf dem Weg nach Kalesh. Vor uns liegen die Ruinen…«

Evont wollte noch etwas sagen, aber es verschlug ihm die Sprache. An dieser Nacht war etwas Besonderes. Er war in einen Bann geraten, aus dem er offenbar aus eigener Kraft nicht mehr herauskam.

Es stimmte, was Menat sagte.

Die Ruinen waren wirklich da.

Dunkel und grotesk ragten sie vor ihm aus dem Boden.

Reste von Mauern, Türmen und Gebäuden. Trostlos und verlassen lagen diese Relikte aus einer anderen Zeit vor ihnen.

Die Mauern waren aus groben, morsch gewordenen Steinen zusammengefügt.

Aus Ritzen und Spalten ragten knorrige Zweige, die das Gestein im Lauf der Jahrhunderte oder gar Jahrtausende weiter auseinandergetrieben hatten. Ganze Mauerteile waren schon eingestürzt, große Schutthaufen waren nur noch davon übrig.

Moose, Flechten und flaches Rankengewächs bedeckte teilweise die Oberfläche des erodierten Gesteins.

Dennoch fiel eins auf. Die wilde Wuchskraft des Dschungels ›außerhalb‹ des Zauberbaums wirkte sich hier nicht aus.

Der Weg, den sie gingen, war frei bis auf eine flache, schmierige Moosschicht.

Evont blickte sich stauend um an diesem düsteren Ort, der eine eigene Atmosphäre besaß.

Der Weg führte an den zusammengestürzten Mauern entlang, unter einem gut erhaltenen Torbogen durch und mündete auf einem freien Platz, wo einige noch gut erhaltene, bienenkorbähnliche Gebäude standen. Sie hatten keine Türen und Fenster mehr.

Doch es waren nicht nur die zerfallenen Gebäude, die von einer untergegangenen Kultur in dieser Zwielichtzone zeugten.

Evont sah zum erstenmal auch die Geschöpfe des legendären Traumlandes Kalesh…

*

Eines stand auf dem freien, runden Platz zwischen den Gebäuden mitten vor ihm.

Ein Zentaur!

Ein Geschöpf – halb Pferd, halb Mensch. Es war kein männlicher Zentaur, sondern ein weiblicher.

Der nackte, mädchenhafte Oberkörper schimmerte matt aus dem Zwielicht. Das Geschöpf stand angespannt da, einen verträumten, entrückten Ausdruck auf dem ebenmäßigen Gesicht. Das Haar wallte

wie eine Mähne um das Antlitz und betonte die Züge noch.

Das Zentaur-Weibchen schien einen Ruf vernommen zu haben, lauschte und schickte sich nun an, davonzueilen und dem Ruf zu folgen.

In der Bewegung war es erstarrt. Ein begnadeter Künstler hatte alle Feinheiten dieses grazilen Körpers herausgearbeitet.

»Es ist keine Statue«, sagte Menat mit rauher Stimme, als hätte er Evonts Gedanken erraten. Die verzauberte Stimmung und die Nachdenklichkeit, in die der Mann aus Kyrta einen Moment geraten war, wurde durch diese Worte schlagartig zerstört.

»Willst du damit sagen, daß sie lebt?« Evonts Frage klang wie ein Hauch in dieser zwielichtigen Stille.

»Sie hat gelebt. Sie ist gestorben wie alle anderen, die in Kalesh ihre Heimat hatten. Sieh dich nur weiter um…«

Einige Schritte weiter konnte er auf einen zweiten Platz sehen, der hinter einer Häuseransammlung begann.

Säulen standen da, die zum Teil zerbrochen waren. Vor den Füßen einer finsteren, trutzigen Burg bildeten diese Säulen so etwas wie eine Versammlungsstätte unter freiem Himmel.

Evont ging um die Zentaur-Frau herum und konnte den Blick nicht lösen von diesem eleganten, schönen Körper. Erst aus der Nähe nahm er die feinen Flügel wahr, die dicht an den Leib gelegt waren. Ein Zentaur, der fliegen konnte!

Auf dem Versammlungsplatz waren noch andere Zentauren zu sehen, auch elfenähnliche und koboldartige Wesen, deren kleine Köpfe unter einer wilden Haarpracht fast untergingen.

»Kalesh ist ein verwunschener Ort«, hörte er die kalte Stimme des Magiers. »Die Geschöpfe, die du siehst, lebten in einer eigenen Welt, die nur Eingeweihten zugänglich war. Sie waren abgeschirmt von allen anderen Völkern. Aber irgend etwas von ihrer Existenz ist nach außen gedrungen. Und in jenes kleine paradiesische Land wurde eines Tages der Keim des Bösen getragen… Rha-Ta-N'my, die Dämonengöttin, konnte ihr Gedankengut dorthin bringen. Einer wurde geboren, der nicht so war wie diejenigen, die bisher in Kalesh lebten. Er war ein Priester, beherrschte die dunkle Macht der Magie und erhob sich über die anderen. Viele ließen sich von seiner Macht und seinen Fähigkeiten blenden und rückten ab von dem Weg, den sie bisher gegangen waren. Sie errichteten Götzen, beteten sie an und brachten ihnen Opfer dar, um so zu sein wie der, der mitten unter ihnen geboren worden war, der ihnen ähnlich war von äußerer Gestalt, aber anders dachte und fühlte.

Die Kräfte, denen sie sich verschrieben, veränderten die paradiesische Welt, veränderten die Geschöpfe Kaleshs.«

»Von wem sprichst du, der solches vollbracht hat?«

»Nur von einem. Von mir, Evont…«

»Das alles liegt Jahrtausende zurück!«

»Ja, ich weiß. Ich war auserkoren, in Kalesh geboren zu werden. Ein Schatten im Paradies. Ich war ein solches Geschöpf. Doch wie eine Schlange sich häutet, so änderte ich für die kommenden Jahrtausende meine äußere Gestalt. Ich hatte die Endstufe schön erreicht. Körperlose Existenz und Menat nannte man mich. Da beging ich den Fehler, zu versagen. Das Totenheer, das ich aus einer anderen Zeit rief, konnte seinen Auftrag nicht erfüllen…«

Evont hörte die Worte, aber er begriff ihren Sinn nicht mehr. Kein einziges Mal jedoch unterbrach er den Redefluß seines Gegenüber.

»… damit schloß sich der Kreis, und er beginnt gleichzeitig von vorn. Ich bin dazu verdammt, den Zyklus der Wiedergeburten zu durchlaufen. In der Gestalt, in der ich mich dir zeige, beginnt der neue Weg…«

Menat war das personifizierte Böse, der Eindringling in eine märchenhafte, paradiesische Welt, eine Welt der Hoffnung und Rätsel, die man in Xantilon nur vom Hörensagen kannte.

Diese grauenvolle, ihn um mehrere Köpfe überragende Gestalt war ein Teil seiner satanischen Macht.

»Ich bin wegen des Versagens dazu verflucht, wieder aktiv zu werden, an der Stelle, wo einst meine Existenz begann«, fuhr er fort. »Ich muß nun Dinge in Angriff nehmen, die längst beendet sein sollten. Da gibt es einen Mann namens Hellmark. Sein Tod ist bestimmt. Er hat die Alptraumstadt in Besitz genommen. Sie darf nicht sein Eigentum bleiben. Du wirst mir helfen, diese Ziele zu erreichen…«

»Aber wie kann ich dir mit meinen schwachen Kräften helfen, wo du selbst kapitulieren mußt?«

»Ich mußte nicht kapitulieren – ich mußte mich nur neuen Bedingungen anpassen. Das alte, das mich hindert, muß weg – und die Kraft wird frei…«

»Welche Kraft?«

»Die Rha-Ta-N'mys, die in Kalesh gebannt liegt. Sie war für mich bestimmt. Aber ich hatte einen schlauen Widersacher. Er durchschaute meine Pläne. Er erkannte, was ich vorhatte. Mich offen zu stellen, wagte er nicht. Aus dem Hinterhalt heraus griff er mich an. Es betraf nicht mein Leben, wohl aber meine Macht.

Sie liegt hier in Kalesh begraben und ist mit einem Bann belegt, den ich nicht auflösen kann, weder mit körperlicher Gewalt noch mit Hilfe einer magischen Formel.

Das hat er gut eingefädelt, mein Widersacher, der mich so an der vollkommenen Beherrschung von Rha-Ta-N'mys Gaben hindern wollte, ohne fähig zu sein, das Paradies Kalesh wiedererstehen zu

lassen. Das Nest ist beschmutzt, wenn einer mal darin geboren wurde, der nicht hineingehört, nicht wahr?« Das dunkle, gefährliche Lachen erzeugte eine Gänsehaut auf Evonts Rücken.

»Der Bann betrifft nur mich. Keinen anderen. Das brachte mich auf den Gedanken, dich zu wählen…«

»Warum gerade mich?«

»Warum nicht gerade dich, Evont? Du warst in der Nähe, warum hätte ich da länger suchen sollen?«

»Hast du nicht zuerst Baia, Heran und Malek entdeckt?« fragte er, 'plötzlich mißtrauisch werdend.

»Habe ich. Sie sind mein Faustpfand gegen dich. Mein Vorschlag, den ich dir zu machen habe, ist ganz einfach. Da vor uns der Platz zwischen den Säulen, wo die Wesen aus dem vergangenen Kalesh so friedvoll beisammenstehen – da vorn ist in den Boden eine steinerne Platte eingelassen. In die Platte eingegraben sind Zeichen und Formeln, die für dich bedeutungslos sind. Mich aber auslöschen. Geistig und körperlich. Für immer. Du mußt die Platte vom Boden aufnehmen und zerschmettern. Dann gebe ich Baia, deinen Sohn Heran und Malek, deinen Bruder frei…«

*

In dieser Welt, in dieser Zeit…

Alle Kraft schien Pamela Kilian verlassen zu haben.

Sie wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war, als sie aufwachte.

An der Wand brannte eine schwache Glühbirne.

Der Raum war bis auf einen Schrank, einen kleinen Tisch, einen Stuhl und die Liege, auf der sie zu sich kam, kahl und unfreundlich.

Pamela wollte sich erheben.

Das ging nicht.

Man hatte sie auf der liege festgebunden.

Die junge Frau aus London schloß zitternd die Augen und dachte über ihre Lage nach.

Seit man sie aus dem Auto geschleppt hatte, wußte sie nichts mehr von sich.

Doch… da war ein Arzt gekommen und hatte der Tobenden eine Spritze gegeben. Danach war sie ruhig und schläfrig geworden.

Im stillen schalt sich Pamela für ihr Verhalten. Es war verkehrt gewesen, Anschuldigungen zu brüllen und Befreiungsversuche zu unternehmen. Das sprach gegen sie. Ganz ruhig und gelassen hätte sie sich geben sollen. Aber für Reue und Umkehr war es nun zu spät.

Sie lag in einer kahlen Zelle… gefesselt und konnte kein Glied rühren.

Sie fröstelte unter der Wolldecke, die man achtlos über sie

geworfen hatte.

Pamela Kilian wandte den Kopf und sah, daß ihre Kleider über der Rückenlehne des Stuhles lagen.

Sie trug nur noch Slip und BH.

Auf dem Tisch lagen ihre Ohrringe, die Halskette, ein Ring und ihre Armbanduhr.

Wie lange wie schon hier lag, wußte sie nicht.

Es konnten Stunden aber auch Tage seit ihrer Einweisung vergangen sein…

Sie wußte nicht mal, ob Tag oder Nacht war.

Die stumpfgrauen Vorhänge waren dicht gewebt und vor das schmale, hohe Fenster gezogen. Es hätte sie nicht verwundert, wenn das auch noch vergittert war.

Diese Anstalt war ein Gefängnis.

Mit dem Nachlassen der Wirkung des Betäubungsmittels regte sich ihr innerer Widerstand erneut.

Sie war allein, offensichtlich unbeobachtet. In der Zelle konnte sie jedenfalls so etwas wie ein Fernsehauge nirgends erkennen. Für derartige moderne Einrichtungen war das Haus auch zu alt.

Pamela begann an ihren Fesseln zu zerren. Es gab da einige spezielle Tricks, die Billy Sheridan ihr beigebracht hatte und deren sie sich jetzt bediente.

Sie war überzeugt davon, die Fesseln loszubekommen. Es war nur eine Frage der Zeit. Ihre Kleider lagen bereit. Wenn das Fenster einigermaßen günstig lag, nicht zu hoch, dann stand einem Ausbruchsversuch nichts im Weg.

Da hörte sie die hallenden Schritte.

Sie näherten sich ihrer Tür.

Ein Schlüssel drehte sich im Schloß, die Tür wurde geöffnet.

Pamele Kilian lag sofort ruhig.

Ein Arzt trat ein. Groß, dunkelhaarig, blasses Gesicht.

»Ah, Sie sind wach. Ich habe es mir gedacht. Dann komme ich wohl gerade richtig, wie? Allzu lange können Sie noch nicht wach liegen. Wie fühlen Sie sich?«

Pamela blickte ihn an. »Interessiert es Sie wirklich – oder fragen Sie nur rein mechanisch?« entgegnete sie verbittert.

Er trat näher, klappte die Wolldecke zurück und griff nach ihrem Arm, um den Puls zu fühlen.

Der Mann strahlte keine Freundlichkeit aus? Er wirkte hart und abweisend und ging auf Pamelas Worte überhaupt nicht ein. Er schien sie gar nicht gehört zu haben.

»Der Puls ist gut«, sagte der Weißbekittelte beiläufig.

»Warum sollte er es nicht sein?« fragte Pamela und mußte an sich halten, um nicht aus der Haut zu fahren. »Ich bin gesund. Wenn Sie

mich untersuchen, werden Sie keinerlei Abnormitäten an mir feststellen.«

»Sie wissen, weshalb Sie hier sind, nicht wahr?« Die Unterhaltung blieb hölzern, ohne jegliches Gefühl.

»Ja. Aber es ist ein Irrtum.«

»Irrtümer gibt es hier nicht. Wer hierher kommt, ist dazu prädestiniert. Wir werden morgen früh alle Tests mit Ihnen durchführen, Miss Kilian.«

»Welche Tests?«

»Warten Sie, bis es so weit ist…« Er grinste kalt. »Sie brauchen keine Furcht zu haben. Wir wollen Ihnen doch helfen. Niemand wird Ihnen wehtun. Sie müssen allerdings vernünftig sein.«

»Was verstehen Sie unter ›vernünftig‹?«

»Verhalten Sie sich ruhig, zugänglich. Das kann Ihre Lage nur verbessern.«

»Danke für den Tip. – Wie Sie sehen, bin ich schon ganz ruhig. Und ich werde es bestimmt noch mehr sein, wenn Sie mir die Fesseln abnehmen. Ich kann mich kaum bewegen.«

»Dann haben sie ihren Sinn erfüllt. Sie waren sehr ungehalten, als man Sie einlieferte. Erinnern Sie sich nicht?«

»Ich wollte weg. Das war alles.«

»Nein, es war nicht alles. – Sie haben getobt und geschrien und unserem Chefarzt gegen das Schienbein getreten, als er Ihnen die Spritze setzen wollte…«

Zwischen Pamela Kilians Augen entstand eine steile Falte. »Aber… das ist unmöglich… ich entsinne mich nicht.«

Dem Arzt entrann ein Seufzer. »Tja, so ist das nun mal. Sie entsinnen sich nicht.« Er richtete sich auf und blickte sie aufmerksam an. Seine Miene wurde etwas weicher. »Aber nun ist ja alles in Ordnung. Die Spritze hat ihnen gut getan, aber ich sehe, daß die Wirkung fast abgeklungen ist. Die Fesseln haben wir zu Ihrem eigenen Schutz angelegt.«

»Zu meinem eigenen Schutz?« echote Pamela.

»Ja, damit Sie sich nichts antun. Sie könnten sich selbst verletzen oder aus dem Fenster springen wollen. Davor müssen wir Sie behüten. Das Zimmer liegt im fünften Stock. Morgen früh werden Sie verlegt.«

»Ich soll die ganze Nacht so…«

»Sie werden nichts davon merken. Ich schicke gleich noch mal die Schwester nach Ihnen. Sie wird Ihnen für die Nacht eine Spritze geben, nach der Sie herrlich schlafen werden.«

»Aber ich muß mich waschen, zur Toilette gehen und…«

»Die Schwester wird Ihnen dabei helfen, Miss Pamela. Sie brauchen keine Sorge zu haben. Morgen früh dann sieht alles ganz anders aus… Wir werden Sie verlegen und Ihnen die Fesseln

abnehmen. Sie können sich in dem Raum herrlich frei bewegen…«

Der Gedanke kam ihr plötzlich. Man wollte sie in eine Gummizelle verfrachten!

Angst stieg in ihr auf, die sie schnell wieder abwürgte.

»Wie spät haben wir jetzt?« fragte sie unvermittelt und wechselte abrupt das Thema.

»Gleich Mitternacht. Ich habe den Nachtdienst und wollte nur noch mal nach Ihnen sehen, bevor ich mich ein wenig aufs Ohr lege. Sie sehen, daß Sie hier als Patientin in besten Händen sind, daß wir uns um jeden einzelnen Fall sehr aufmerksam kümmern.«

»Ich bin keine Patientin und kein Fall«, stieß Pamela hervor.

»Sie haben einige Dinge getan und gesagt, die uns veranlassen, uns um Ihre Gesundheit zu sorgen… Gute Nacht.« Damit zog er die Tür hinter sich ins Schloß.

Pamela biß die Zähne zusammen.

Fast hätte sie sich wieder dazu hinreißen lassen, die leidige Geschichte zu erzählen, die ihr Leben von Grund auf verändert hatte.

Sie war normal! Sie wußte, was sie gesehen und gehört hatte. Die anderen waren blind und taub und erkannten nicht, was in der Welt um sie herum vorging.

Unheimliche Mächte hatten sich eingenistet. Pamela hatte im Landhaus des Gestüt-Besitzers Alec Hampton lebende Skelette gesehen, eine Stimme aus einem jenseitigen Reich gehört und wußte, daß ihr Freund und Partner Billy Sheridan keinem normalen Unfall zum Opfer gefallen war. Dämonische Kräfte hatten hier gewirkt…

Doch darüber konnte und durfte sie nicht mehr sprechen. Erst recht nicht in diesem Haus. Sie würde ihre Lage damit nur noch verschlimmern und veranlaßte durch ihr stures Verhalten die Arzte vielleicht noch dazu, sie zu operieren und ihr den Schädel zu öffnen. Sie war hier völlig rechtlos. Sie konnten mit ihr machen was sie für richtig hielten.

Das waren nicht ihre einzigen Sorgen.

Sie mußte auch noch an anderes denken.

Sie war, eine Zeugin. Sie hatte – wie Billy Sheridan Dinge gehört und gesehen, die nicht in das herkömmliche Weltbild paßten. Billy Sheridan war tot. Ebenso Inspektor Hainley. Beides Zeugen eines außergewöhnlichen Vorgangs.

Aber sie lebte noch!

Würde jene unbekannte finstere Macht, die sie nicht mit Namen kannte, sich mit ihrer Einweisung in eine Nervenheilanstalt zufrieden geben? War sie damit gewissermaßen ›aus dem Verkehr‹ gezogen, weil hier niemand ihre phantastische Geschichte glauben würde? Oder kam noch etwas nach? War dies alles erst der Anfang und…

Sie zuckte plötzlich zusammen.

Hinter dem zugezogenen Vorhang erkannte sie in diesem Moment eine Bewegung. Sie sah die Konturen einer Gestalt, die dahinter auf der Fensterbank hockte!

*

»So einfach geht es nicht!« widersprach Evont der unheimlichen Gestalt. »Ich weiß nicht, ob du die Wahrheit sagst. Noch habe ich Baia, Heran und Malek nicht lebend gesehen. Ich werde keinen Finger für dich krumm machen, ehe sie nicht in Sicherheit sind…«

»Das verlange ich auch nicht von dir. Dies Geschäft funktioniert nur, wenn wir uns beide an die Spielregeln halten. Da drüben sind sie…« Mit diesen Worten deutete er auf einen niedrigen Bau, der aussah wie ein Verließ. Die schwarzen Fensterlöcher sahen aus wie tote, ausgebrannte Augen. »Überzeug dich, geh hinüber…«

Das tat Evont. Angst, in eine Falle zu laufen, hatte er nicht. Dieser Menat schien tatsächlich auf seine Hilfe angewiesen zu sein. Wäre es nicht der Fall, hätte er sich seiner längst entledigen können. Im Gegenteil, er hatte sogar unter Beweis gestellt, daß er ihn am Leben erhalten wollte. Die Begegnung mit der Dschungelschlange hätte ganz anders ausgehen können…

Evont warf einen Blick durch das niedrige Fensterloch und starrte in die Dunkelheit, die sich vor ihm ausbreitete.

In der Düsternis glaubte er eine schattenhafte Bewegung wahrzunehmen.

»Baia? Heran? Malek?« rief er angespannt in die Schwärze.

»Evont!« scholl es wie ein Jubelschrei zurück.

Da hielt ihn nichts mehr zurück.

Unwissend darüber, ob es in der Dunkelheit des baufälligen Hauses eine Gefahr gab, setzte er mit einem Sprung über die niedrige Fensterbrüstung.

Im Dunkeln lagen Schutt und Erde, er landete auf einem mit Gras überwachsenen Erdhaufen.

Dahinter stand der Käfig. Anders war er nicht zu bezeichnen.

Es war ein Käfig, in dem man wilde Tiere hielt. An der Tür baumelte ein schweres Schloß. Die Gitter standen dicht beisammen.

Im Käfig – drei Menschen!

»Baia! Heran! Malek!« Evont schrie die Namen heraus, streckte seine muskulösen Arme durch die Gitterzwischenräume und griff nach den Menschen, die an die Eisenstangen drängten.

»Seid ihr auch in Ordnung? Ist keiner verletzt? Baia – wie geht es dir? Heran, mein Sohn!« Evont war überglücklich. Er wußte nicht, wohin er zuerst sehen sollte.

Er wühlte seine Hände in Herans Wuschelkopf, streichelte Baias

langes, weichfließendes Haar und versetzte seinem Bruder einen Schlag auf die Schultern.

»Wie kommst du hierher?« fragte Baia aufgeregt. »Wie hast du uns gefunden?«

»Das ist eine lange Geschichte. Aber wir haben nicht Zeit genug, sie jetzt zu erzählen. Geduldet euch noch ein paar Minuten – und ihr werdet frei sein…«

»Frei sein, Evont? Ja, hol uns hier raus!« rief Malek aufgebracht. »Den Kerl, der uns hierher verfrachtet hat, werde ich eigenhändig vierteilen…«

»Der Kerl, wie du ihn nennst, Malek, ist unsere einzige Garantie, daß wir lebend hier wegkommen«, wies Evont seinen Bruder zurecht.

»Gut gesprochen, Evont«, sagte da eine Stimme vom Fenster her. Es war Menat. »Ich sehe, du hast erkannt, wie die Dinge liegen.«

Baia wich mit einem Ausruf des Erschreckens zurück. »Evont!« wisperte sie. »Der Unheimliche… ist in der Nähe… und er weiß, daß du hier bist?!«

»Wir haben eine Abmachung getroffen. Du brauchst keine Angst zu haben.«

Er wandte sich um. »Gib sie frei, Menat!« rief er zum Fenster vor.

»Erst die Bodenplatte, Evont!«

»Nein«, schüttelte dieser den Kopf.

»Heißt das, daß du einen Rückzieher machst?«

»Es heißt, daß ich deinen Vorschlag – so wie er jetzt ist – nicht akzeptiere. Gibt sie erst frei…«

»Warum sollte ich das tun?«

»Ich will Gewißheit haben. – Du öffnest die Tür und läßt Baia, Heran und Malek erst aus der Stadt gehen. Dann werde ich für dich die Platte zerstören… Ich traue dir nicht, Menat. Wer gibt mir die Gewißheit, daß du dich an dein Versprechen hältst, wenn ich deinen Wunsch erst erfüllt habe?«

Evonts Worte verhallten im Dunkel des merkwürdigen Gefängnisses.

Dann herrschte eine halbe Minute nachdenkliches Schweigen.

»Gut!« Menats harte Stimme riß sie in die Wirklichkeit zurück. »Einverstanden. Sie dürfen gehen. Du bleibst zurück, erfüllst deine Arbeit und folgst ihnen dann…«

»Dann öffne das Schloß…«

Es bedurfte dazu keines Schlüssels, und es war auch nicht notwendig, daß der Magier, beseelt mit außergewöhnlichen Kräften, selbst zum Käfig kam.

Das Schloß bewegte sich, als würden unsichtbare Finger sich daran zu schaffen machen. Dann erfolgte ein leises, trockenes Knacken.

Der Bügel schnappte nach außen. Das Schloß fiel geräuschvoll

gegen einen Gitterstab.

Menats Zauberkraft war wirksam geworden.

Er verfügte noch über einige Fähigkeiten und wollte sie nun ausbauen. Hier in Kalesh lag der Schlüssel seiner Macht.

Evont nahm das Schloß mit zittrigen Fingern ab, ließ es achtlos auf den Boden fallen und riß die Tür auf.

Baia flog ihm an den Hals und bedeckte sein bärtiges Gesicht mit Küssen.

»Lauft!« sagte er schnell. »Haltet euch nicht auf, blickt nicht zurück und macht keinen Unfug! Laßt euch zu keiner unüberlegten Handlung hinreißen. Lauft immer geradeaus! Ihr geratet in eine Nebelwand. Wenn ihr sie passiert habt, steht ihr auf einer Lichtung mitten in der Wildnis. Dort wartet ihr auf mich.«

»Aber…«, Baia wollte etwas sagen.

»Keine Fragen«, fiel er ihr ins Wort. »Ich muß meinen augenblicklichen Vorteil wahren, ehe er sich’s anders überlegt. Und noch etwas: wenn ich nicht nachkomme, geht immer in südlicher Richtung am Flußlauf entlang, entgegengesetzt der Strömungsrichtung.«

»Warum solltest du nicht nachkommen?« wollte Heran wissen. Der junge Mann, selbst schon ein Kämpfer, wirkte ratlos.

»Es kann immer etwas Unvorhergesehenes dazwischenkommen. Für diesen Fall möchte ich euch in Sicherheit wissen. Ich habe schließlich keine Garantie dafür, daß er zuletzt auch das tut, was ich von ihm erwarte und zu bekommen habe. Er denkt wie ein Dämon. Vergeßt das niemals… Und nun geht!«

Sie taten, was er von ihnen verlangte. Malek packte Baia und Heran bei der Hand und lief mit ihnen aus dem dunklen Haus.

Evont folgte ihnen bis zur Versammlungsstätte mit den abgebrochenen Säulen und der gespenstischen Gesellschaft, die dort zusammengekommen war und die Platte im Mittelpunkt zu bewachen schien.

Die aus dem Käfig Befreiten ließen diese Stelle links liegen und eilten den Weg entlang, der zwischen morschen, zusammengestürzten Mauern und auseinandergebrochenen Türmen und Hauswänden auf den Torbogen zuführte und damit auf die Nebelwand zu, die magischen Ursprungs war.

Im Zwielicht der Ruinenstadt waren die Davoneilenden bald nicht mehr zu sehen.

»Du hast bekommen, was du wolltest, nun gib mir, worum ich dich gebeten habe«, sagte Menat.

Evont nickte.

Er ging zwischen den Elfen, Gnomen und Zentauren auf die von Menat angedeutete Stelle zu.

Der unheimliche Magier blieb außerhalb des Kreises, ließ Evont jedoch keine Sekunde unbeobachtet.

Der Mann aus Kyrta registrierte dies sehr bewußt.

Menat hatte Respekt. Vor den Versammelten und dem Mittelpunkt der Säulenhalle unter freiem Himmel.

Evonts Hirn arbeitete unablässig und suchte nach einem Ausweg. Dem Kämpfer war inzwischen klargeworden, daß Menat eine schwache Stelle hatte.

Die Platte, die er zerstören sollte…

Vielleicht war das die Chance, auf die er gewartet hatte. Vielleicht war sie sein Schutzschild. Warum sollte er Menats unheimliche Kräfte noch verstärken? Je weniger er sie ausbauen konnte, desto besser.

Baia und die anderen waren in Sicherheit, wenn sie die Ruinenstadt Kalesh erst mal hinter sich hatten. Dann waren sie außer Rufweite Menats. Dies jedenfalls setzte Evont voraus. Und wenn der Überrumpelungseffekt, den er sich ausdachte, schiefgehen sollte, dann traf es nicht mehr Baia, Heran und Malek – sondern nur noch ihn.

Dieses Risiko nahm er in Kauf.

So hatte er es nicht eilig, den Ring der Gnomen, Elfen und Zentauren zu durchwandern. Jede Sekunde, die er länger unterwegs war, verschaffte den aus dem Käfig Befreiten eine Sekunde mehr Vorsprung.

Menat drängte ihn nicht. Er hatte auch Zeit, wie es schien. Offenbar wollte er mit unnötiger Eile Evont nicht beunruhigen.

Dann stand Evont vor der fraglichen Platte. Wie blankgeputzt lag sie vor ihm.

Das war äußerst merkwürdig – denn ringsum war der Boden staubig, mit schmieriger Erde, feuchtem Moos und rankendem Grün überwuchert. Wie ein Teppich bedeckte dies alles den Boden rundherum.

Die Platte war rund wie ein Diskus, bronzefarben und wirkte so frisch, als wäre sie erst vor wenigen Minuten dorthin gelegt worden.

Seltsame Zeichen bedeckten die Platte. Evont konnte sie nicht entziffern, er wußte nichts über ihren Sinn.

Aber es waren auch Worte darin eingegraben, die er lesen konnte. In der Schrift der Xantilon-Völker!

›Wanderer – kommst du nach Kalesh, verharre an diesem Ort. Schreckliches ist hier geschehen. Aus dem Paradies wurde die Hölle geboren. Doch der aus Frieden den Unfrieden schuf, aus dem Licht die Finsternis und aus dem Leben den Tod – ist selbst schwer verwundet.

Er kann die Kraft nicht mehr aus der Tiefe holen, die diese Platte verschließt. Wanderer, geh still vorbei an diesem Ort, sieh die Not, die Kalesh getroffen hat…‹

»Was zögerst du noch länger?« tönte da Menats Stimme. »Heb die

Platte auf und zerschmettere sie am Boden… tu, was du tun mußt!«

O ja, dachte Evont mit heißem Herzen, genau das werde ich tun.

Es zog ihn zu Baia, Heran und Malek. Wenn er nicht tat, was der Magier von ihm verlangte, war der immer noch in der Lage dazu, ihn zu töten. Und nachträglich sicher aus Rache auch Baia und die anderen noch.

Das wollte er vermeiden, aber auch verhindern, daß Menat seine Kräfte steigerte.

Der legte Wert auf die Zerstörung der Platte.

Was würde geschehen, wenn er, Evont, die Platte über oder vor sich hielt und auf Menat zuging? Würden die Abwehrformen, die er offensichtlich mied, ihn derart schwächen, daß er zu einem weiteren magischen Angriff überhaupt nicht fähig war?

Evont gab sich einen Ruck, packte tief unter den aufgeworfenen Rand der Steinplatte, die sich seltsamerweise warm anfühlte, und spannte dann seine Rückenmuskeln.

Die Platte saß locker, nicht wie eingegossen.

Evont hob sie erst vorsichtig an und warf aus den Augenwinkeln einen Blick auf den Unheimlichen, der im Zwielicht ein Teil der dunklen Zonen zu sein schien.

Menat stand reglos da wie eine Statue.

Der Mann aus Kyrta richtete sich auf. Mit der Platte. Er wandte sich um und hielt sie wie einen Schild vor seine Brust, und zwar so, daß das Feld mit der Aufschrift und den magischen Abwehrzeichen genau auf Menat gerichtet war.

Der wich zurück.

»Zerschmettere sie, Evont! Auf dem Boden zwischen den Gestalten, die dich umgeben…«

»Nein, Menat«, antwortete Evont rauh und mit fester Stimme. »Nein, ich tue es nicht.«

»Es ist deine Pflicht. Ich werde deine Leute auf der Stelle töten, wenn du nicht augenblicklich…«

Evont lachte leise, während er an einer schönen Zentaurin vorbeiging. Die Wesen aus Kalesh schienen aus toten Augen jede seiner Bewegungen aufmerksam zu verfolgen. »Du kannst nicht, Menat. Glaubst du denn, ich würde deine Unsicherheit, deine Beklommenheit nicht spüren? Du hast Angst, Menat! Solange ich diesen Schild trage, wirst du mir nichts antun können. Und auch den dreien nicht, die zu weit von dir entfernt sind, als daß du sie noch erreichen könntest.«

Er war sich plötzlich ganz sicher, daß es ihm gelungen war, das Ruder herumzuwerfen.

Er war noch zwischen den legendären Wesen von Kalesh, während Menat, der Unheimliche, sich außerhalb des Bannkreises befand.

»Du bist im Irrtum, Evont! Tu, was ich dir gesagt habe – oder ich werde handeln und mir einen der Befreiten zurückholen, damit er vollendet, was du begonnen hast. Wirf einen Blick zurück, und du wirst erkennen, daß du bereits verloren hast, daß du getan hast, was ich von dir verlangte. Der Schacht ist frei. Die Kraft aus der Tiefe strömt empor…«

Evont blieb stehen.

Er hörte ein leises Zischen hinter sich und wandte ruckartig den Kopf.

Menat hatte recht.

Aus Evonts Kehle drang ein Stöhnen, als er sah, daß er mit dem Wegnehmen der Platte tatsächlich etwas befreit hatte.

Das ewig herrschende Zwielicht war um eine Nuance dunkler geworden. Die Atmosphäre schien dichter zu werden, und er spürte deutlich, daß die Luft angefüllt war mit unangenehmen Stimmungen und Gefühlen.

Der Atem der Hölle schien aus dem Loch zu strömen, das mit der bannenden Platte abgedeckt gewesen war.

Große Kugeln stiegen aus der Tiefe empor. Sie waren schwarz wie die Nacht, schimmerten wie überdimensionale Seifenblasen und wurden mehr und mehr…

*

Nur ein Trugbild, ein Täuschungsmanöver Menats, der fürchten mußte, hintergangen worden zu sein?

Evont fand keine Gelegenheit mehr, dies jemals zu klären.

Er lief nach vorn und wollte den Kreis der Kalesh-Geschöpfe verlassen, als er stolperte.

Er stieß gegen etwas, das plötzlich aus dem Boden hervorlugte wie ein Horn.

Der Mann aus Kyrta taumelte.

Die schwere Platte hinderte ihn daran, das Gleichgewicht zu halten. Er mußte sie loslassen.

Es krachte.

Die Platte mit der Inschrift und den magischen Zeichen zerplatzte wie ein dünner Porzellanteller, den jemand am Boden zerschmetterte.

Über Evonts Lippen kam ein Schrei aus Entsetzen und Erschrecken.

Eine Sekunde lag der Mann auf dem Boden, während die Welt um ihn herum zum Irrenhaus wurde.

Gelächter aus allen Ecken und Winkeln sprang ihn an. Menat stand da und lachte wie von Sinnen, und die schimmernden Kugeln aus der Tiefe wirbelten durcheinander, als würde ein Windstoß zwischen sie fahren.

Erst waren die Kugeln groß wie Fußbälle, dann wuchsen sie zur Größe von Kürbissen an, verdoppelten sich und wurden größer…

Evont sprang auf die Beine.

Er ließ alle Hoffnung fahren, er wußte, daß er versagt hatte. Er konnte Menat nicht mehr bezwingen, ihn mit den magischen Zeichen auf Abstand halten.

Menat, der unheimliche Zauberer aus dem Schoß der Erde, hatte ihn zum Stolpern gebracht, ihn fallen lassen und damit erreicht, daß ihm die Platte aus der Hand rutschte.

Ein direkter Kampf zwischen Menat und ihm kam nicht in Frage. Aber in all dem Durcheinander, das plötzlich herrschte und in dem die Kugeln über ihm die Größe von runden, schwebenden Häusern annahmen und sich noch immer ausdehnten, suchte er sein Heil in der Flucht.

Nur fort von hier!

Er warf sich nach vorn, rannte in das dräuende Dunkel, vorbei an Menat, der nicht mal die Hand nach ihm ausstreckte, sondern immer noch lachte, als wären es nicht eine, sondern zehn oder hundert Personen gleichzeitig, die lachten.

Es hallte und dröhnte in Evonts Ohren nach, als er zwischen den morschen Ruinen entlangtorkelte und den dunklen Weg durch den Torbogen lief.

Das Gelächter und Gekicher verfolgte ihn.

»Lauf nur, Evont!« höhnte die Stimme hinter ihm. »Es ist vollbracht. Du kannst gehen, ich brauche dich nicht mehr. Die Kraft, auf die ich gewartet habe, ist frei. Was will ich mehr. Ho-hooo…«

Es hörte sich so grausam und furchtbar an, daß er erschauerte.

Evont aus Kyrta rannte wie nie in seinem Leben. Die dunklen, morschen Mauern ringsum tauchten ein in milchigen Nebel. Und auch er verschwand darin.

Immer geradeaus, Baia, Heran und Malek nach.

Er sah die Hand nicht mehr vor Augen. Noch ein paar Schritte, dann hatte er die Grenze in das magische Reich Kalesh hinter sich.

Er glaubte, einen Stoß in den Rücken zu erhalten, als er die Schwelle überschritt.

Der Nebel spie ihn aus wie ein Fisch einen unverdaulichen Brocken.

Das Gelächter, das Zischen und Raunen brach abrupt ab.

Die normale Welt hatte ihn wieder.

Nur zwei, drei Schritte von dem riesigen, durchlässigen Baum entfernt standen Baia, Heran und Malek…

*

Er gab sich dem Triumph, der ihn erfüllte, ganz hin.

In ein finsteres, höllenartiges Reich schien sich eine Pforte geöffnet zu haben.

Die emporsteigenden Kugeln füllten das düstere Firmament und verliehen der Ruinenstadt ein unheimliches, bedrohliches Aussehen.

Die dünnen, schimmernden Hüllen der gigantischen Blasen waren noch immer blauschwarz. Die dunkle Farbe war wie eine Tarnung. Sie verhinderte, daß man in die Blasen sehen konnte…

Ein dumpfes Raunen erfüllte die Luft in der Ruinenstadt.

Rha-Ta-N'mys gefangene Kraft! Sie gehörte ihm, er hatte sie im Lauf vieler Jahre an einem verbotenen Ort im Schoß der Erde gesammelt, um in seiner großen Stunde über sie verfügen zu können.

Die große Stunde war schon lange vorbei. Sie war ihm seinerzeit durch die Aufmerksamkeit eines einzelnen verweigert worden.

Nun konnte er sich der Kräfte des Wahnsinns bedienen. Sie vermochten dem ausgerotteten Volk von Kalesh nichts mehr zu tun, wohl aber denen, die es zu bekämpfen galt. Molochos' Feinde waren die Feinde der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my – und damit auch seine.

Sie zu schlagen, war seine Aufgabe, nachdem das Totenheer Nekromos ein Schlag ins Wasser gewesen war.

Er mußte sein Versagen wiedergutmachen. Durch seine Rache. Und die würde furchtbar sein. Die Falle, die er aufstellte, war als solche nicht zu erkennen.

Im Vollbesitz seiner magischen Kraft konnte er sich ganz auf die Aufgabe konzentrieren, die ihn erwartete…

*

»Flieht!« rief er ihnen zu. »Ich habe ihn überrumpelt. Das Tor steht offen, er vereinnahmt die Macht und den Geist einer unfaßbaren Existenz. Vielleicht wird er uns verfolgen. Wir müssen in die Wälder, uns verstecken… Wir verfügen über keinerlei Waffen, um uns zur Wehr zu setzen. Bleibt immer dicht beisammen, damit wir uns nicht verlieren und nicht von einer Gefahr überrumpelt werden können…«

Er packte Baia am Arm und riß sie mit.

Sie wollte nicht so recht.

»Was ist denn los?« fragte er verwirrt und wandte den Kopf.

Das Grauen packte ihn.

Über ihnen schwebte eine riesige Kugel, deren Durchmesser er nicht mehr imstande war, zu schätzen.

Die feuchtschimmernde Oberfläche war durchsichtig wie Glas.

Evont stöhnte.

Er blickte in eine Welt des Unheils. Furchtbare Geschöpfe hockten über ihm und senkten sich mit der Kugel herab, die den Eindruck

erweckte, als wäre sie ein schwebender Tempel für eine unheilige, menschenfressende Gottheit.

Schatten huschten in der Welt der Kugel. Schatten, die die Formen riesiger schwarzer Vögel hatten, die an einem düsteren Himmel unendlich langsam und lauernd ihre Bahnen zu ziehen schienen… »Weg hier!« forderte er und riß mit harter Hand Baia an sich.

Sie fiel ihm entgegen wie ein nasser Sack.

Da erblickte er ihren Körper – und sah ihn jetzt, außerhalb der magisch veränderten Kugel von Kalesh, so, wie er wirklich war.

Er wollte sich losreißen von der Hand seiner Frau.

Er konnte es nicht! Sie hielt ihn fest. Mit eisernem Griff.

»Neeeiiinnn!«

Dies war der Schrei eines Menschen an der Grenze seiner Belastbarkeit, an der Grenze des Wahnsinns.

Nicht Evont hatte den Magier überlistet, sondern der ihn. Vom ersten Augenblick an hatte der Unheimliche mit falschen Karten gespielt.

Baia… Heran… Malek… sie hatten keine Köpfe mehr, sie waren kopflos, lebende Leichen, wandelnde Zombies!

*

Der Mann auf dem steinernen, von blumenumrankten Säulen gestützten Thron ›sah‹ im Geist die Landschaft unter sich.

Tausend geheimnisvolle Fernaugen gleichzeitig schienen ihm ein Bild zu liefern, das in seinen Kopf projiziert wurde und eine allgemeine Rundsicht bewirkte.

Björn Hellmark steuerte in Gedanken, die Plattform mit der Stadt der tausend Türme. Es erforderte keine besondere Konzentration, belastete ihn nicht, und er konnte sogar seinen Gedanken nachhängen.

Sie betrafen Carminia Brado, die Frau, die er liebte, und Whiss, den kleinen Kobold, der zu allerlei Scherzen aufgelegt war und dem sie alle soviel zu verdanken hatten.

Carminia war im Jenseits gefangen. Daran gab es keinen Zweifel.

Molochos hatte sie dorthin verschleppt.

Björn hegte alle Hoffnung, daß sie noch am Leben war. Denn so wie die Dinge jetzt lagen, war Carminia Brado das einzige Pfand, das er noch besaß.

Das würde er einsetzen, um Molochos zu erpressen. Nur das Wann und Wie stand noch nicht fest. Nun gab es allerdings eine Möglichkeit, Molochos zuvorzukommen. Wenn es den Zugang über den Strom Skorokka wirklich gab, konnte er ins Totenland eindringen und Carminia herausholen. Falls Kaithals Worte stimmten…

Whiss… er hatte sich verändert. Sein gespenstisches Erscheinen in

der Stadt, von ihnen allen an unterschiedlichen Orten gleichzeitig wahrgenommen, gab ihnen mehr Rätsel auf, als es Klarheit verschaffte.

Whiss hatte etwas entdeckt. Aus der Andeutung allein ließ sich nichts entnehmen, was es sein könnte. Die Vermutung lag nahe, daß er es selbst nicht genau wußte und deshalb nichts Falsches hatte sagen wollen.

Würde Whiss sich zu gegebener Zeit wieder melden? War er in ihrer Nähe? Wußte er, daß Gigantopolis gestartet war?

Diese und tausend andere Gedanken und Fragen gingen Björn Hellmark durch den Kopf.

Das alles lenkte ihn jedoch nicht von dem Flug ab, der in die letzte Phase trat, und den er – offensichtlich auf einer anderen Ebene seines Bewußtseins – aufmerksam mitbekam und nebenbei erledigte.

Die fliegende Stadt überquerte in diesen Sekunden ein Flußdelta, das sich zum ›Dunklen Wasser‹ auswuchs, zum Teil von diesem, zum Teil von dem Fluß Kastori gebildet wurde.

Das Land war eben, dschungelartig. Nach einer Flußbiegung ging es weiter südlich.

Der Strom, der sich tief ins Land schlängelte und halb von der Wildnis verschluckt wurde, war der Eloch.

Hellmark hatte Xantilons Karte im Kopf.

Macabros, sein Zweitkörper, war damit konfrontiert worden, als er in die Vergangenheit der Insel verschlagen wurde und dem Ruf des Weißen Priesters Al Nafuur folgte. In einem Wrack hatte er die geographische Lage Xantilons kennengelernt.

Bei den letzten flüchtigen Kontakten war es zwischen ihm und Macabros zum Gedankenaustausch gekommen und damit zum Wissen über Xantilons Aussehen.

Selbst ein Bruchteil der Kenntnisse hätte genügt.

Er wollte zu den Kristallfelsen.

Die rätselhafte Psyche der fliegenden Stadt Gigantopolis, die auf dem Sternenkristall gegründet worden war, hätte ihn automatisch dorthin geführt.

Die Stadt reagierte sogar auf die unterschiedlichsten Höhen der Berge, die sie überquerten.

Geheimnisvolle, tausende von Sinnen arbeiteten mit der Präzision eines Computers. Dabei gab es so etwas wie Technik in ganz Gigantopolis nicht.

Die Gesamtschau, die Hellmark vor seinem geistigen Auge sah, war den Menschen, die sich zu diesem Zeitpunkt in dem riesigen Thronsaal aufhielten, leider nicht möglich.

Danielle de Barteaulieé, Rani Mahay, Harry Carson und Arson, der Mann mit der Silberhaut, konnten lediglich durch die zahlreichen

Fenster der Türme nach draußen blicken und sich einen Eindruck von der Landschaft machen, über die sie hinwegflogen.

Zur Rechten waren die ersten Ausläufer der Kristallfelsen zu erkennen. Sie waren in diesem Bezirk fast kreisförmig angeordnet und ragten empor wie ein überdimensionaler, schimmernder Zuckerhut.

Die Stadt hielt sich weiter südlich.

Da gingen die Berge in eine riesige Kette über, die mit dem Horizont zu verschmelzen schien.

Der Fluß Eloch entsprang im südlichsten Teil der Kristallfelsen.

Die unsichtbare Psyche gab zu erkennen, daß sich hier ein geeigneter Landeplatz befand.

Die Kristallfelsen schimmerten wie geschliffenes Glas aus der Nacht. In ihnen spiegelte sich der Widerschein des Flammenteppichs, auf dem die Plattform lag.

Gigantopolis schwebte auf ein Plateau zu, das etwa eineinhalbtausend Meter über der bewaldeten Ebene lag, in der eine Landung sich nur schwierig hätte durchführen lassen.

Das Plateau war eine einzige glatte Fläche, die von riesigen Maschinen eingeebnet worden zu sein schien.

Sanft senkte sich der Koloß auf die Felsenplatte herab. In diesem Moment < ›sah‹ Björn im Geist die gesamte Fläche unter sich. Ein wildes, flammendes Farbenmeer, wie er es nie erlebt hatte, breitete sich unter der Plattform aus. Millionen von Kristallen spiegelten sich in den lodernden Flammen, die die Stadt trugen und sanft in die Tiefe gleiten ließen.

Björn hatte das Gefühl, die Stadt in ein feuriges Sternenmeer hineinzusetzen.

Durch die Stadt lief keinerlei Erschütterung.

Gigantopolis war angekommen.

Hellmark hatte der Stadt den Befehl zum Start und zur Landung erteilt. Diesen Bezirk der Kristallfelsen hatte die ’ geheimnisvolle, ewige Psyche selbst gefunden oder geortet, wie immer man es auch bezeichnen wollte. Einen Begriff gab es dafür nicht.

Björn und seine Freunde verließen den Palast.

War der Wasserfall, den Kaithal ihnen in einer Vision gezeigt hatte, in der Nähe? Er war schließlich der entscheidende Punkt, den sie suchen mußten.

Beim Anflug der Stadt war sie ganz von selbst auf diesen in dieser Region offensichtlich einzigen Landeplatz gekommen. Das hatte er nicht beeinflußt. Die Psyche der Stadt wußte allerdings von seinem Ziel: Wasserfall, den Eingang zum Totenstrom Skorokka…

Einzelheiten mußten sie aus der Nähe erkunden. Sie machten sich alle auf den Weg nach draußen.

Am Haupttor blieben sie alle erst mal stehen.

Es war nach Xantilon-Zeit mitten in der Nacht. Aber hier in der Region der Kristallfelsen war es eine Nacht wie aus einem Traum.

Das Farbenspiel der glasigen Felsen ringsum war unbeschreiblich! Alles in sich leuchtete in einer Farbenpracht, die man nur als unirdisch bezeichnen konnte.

»Sind wir wirklich noch in Xantilon?« stellte Harry Carson berechtigt die Frage. »Ich komme mir vor, als hätte man uns allesamt auf einen fremden Stern versetzt…«

Sie waren bei den Kristallfelsen, und doch kam es ihnen so vor, nur von Steinen umgeben zu sein.

Da waren der Duft und die Frische blühender Blumen, das Gefühl, nicht auf Felsengrund, sondern auf einer weichen Wiese zu laufen.

Man fühlte sich wohl und geborgen an diesem Ort.

Rani Mahay sah sich aufmerksam nach allen Seiten um, hakte die hübsche Danielle unter und meinte: »Nach der Reise tut es bestimmt gut, sich die Beine ein wenig zu vertreten, Freunde. Ich werde mit Danielle einen kleinen Mondscheinspaziergang unternehmen. Dies alles hier ist so bezaubernd, so ungewöhnlich schön, daß wir bestimmt beim Spaziergehen irgendwo auf eine einsame Hütte stoßen. Vielleicht sogar bewohnt. Wäre fast notwendig. Wenn wir einen Bewohner dieser schönen Gegend treffen, werden wir ihn höflich fragen, wo es nach Skorokka geht. Nach Kaithals ungenauen Angaben bleibt uns wohl nichts anderes übrig, als uns durchzufragen…«

»Um schneller zum Ziel zu kommen, können wir uns in verschiedene Richtungen aufteilen«, schlug Arson vor. Er sah wieder gekräftigt und gut erholt aus. Nach den Strapazen seines Gefängnisaufenthalts in der Alptraumstadt war er nun wieder voll einsatzfähig.

»Einverstanden«, nickte Björn. »Kaithal wies auf keine besonderen Gefahren hin, und es sieht hier so friedlich aus, daß… aha, da tut sich schon etwas. Offenbar ist unsere Ankunft doch nicht ganz unbemerkt geblieben. Da kommt etwas…«

»Salutschießen!« freute sich Harry. »Große Kugeln schweben am Himmel auf uns zu. Zum Glück haben sie keine Ähnlichkeit mit UFOs…«, fügte er hinzu, dabei an seine und Macabros' Abenteuer mit den Männern in Schwarz denkend. »Das gibt mir eigentlich die Hoffnung, daß es nichts Schlimmes sein kann…«

*

Sie hielt den Atem an und kniff die Augen zu.

Ein Irrtum war ausgeschlossen.

Hinter dem zugezogenen Vorhang war wirklich etwas, das sich bewegte.

Pamela Kilian unterließ jede auffällige Bewegung und gab keinen Laut von sich.

Wenn sie schrie, würde man sie draußen auf dem Gang hören.

Sie mußte sich ruhig verhalten, um ihre Lage nicht weiter zu verschlechtern. Wenn sie ein folgsamer ›Patient‹ war, wurde ihr dies möglicherweise zum Vorteil. Sie wurde weniger aufmerksam beobachtet, und dies wiederum kam ihr zugute, weil sei eventuelle Fluchtmöglichkeiten besser auskundschaften und nutzen konnte. Sie hatte es noch nicht aufgegeben, zu entkommen…

Der Vorhang spaltete sich in der Mitte.

Pamela schluckte. »Wer ist da?« flüsterte sie und gab ihrer Stimme einen festen Klang.

Der Spalt verbreiterte sich. Sie sah etwas dunkel Schimmerndes. Die Fensternische lag im Halbdunkel, so daß Genaues nicht zu erkennen war.

»Ich bin da, meine Liebe«, sagte eine unangenehme Stimme, der leises Kichern folgte.

Pamela fröstelte.

»Wer ist ›ich‹?«

Wurde sie doch noch verrückt? Hörte sie schon Stimmen, die es gar nicht gab? Hatten ihr die Ereignisse inzwischen derart zugesetzt, daß ihr Verstand Schaden litt?

Sie wies nach wie vor eine solche Möglichkeit weit von sich, konnte aber ihre Augen vor der Tatsache nicht verschließen, daß sie etwas hörte und wahrnahm, was eigentlich nicht da sein konnte.

Sie hatte den Arzt im Verdacht.

Der Mann war ihr vom ersten Moment an unsympathisch gewesen.

Führte er ein Experiment an ihr durch? Tat er etwas Verbotenes? Sie war ohne jegliches Recht, Freiwild in einer Anstalt, eine Mörderin, die in geistiger Umnachtung gehandelt hatte. Was immer hier in diesem Haus auch geschehen würde – nicht ihr, sondern den Ärzten und dem Pflegepersonal würde man glauben.

»Nenne mich, wie du willst…«, kicherte die Stimme hinter dem Vorhang. »Ich bin da nicht so wählerisch. Es gibt welche bei uns, die haben Namen, andere eben nicht…«

Der Schatten schnellte auf sie zu.

Dann hockte ihr das, was eben noch gesprochen hatte, mitten auf der Brust.

Es war groß wie eine Hauskatze, aber grün, häßlich, krötenähnlich… Der Kopf war eiförmig, mit hervorquellenden roten Augen ausgestattet, das Maul erinnerte an das einer Schlange, ebenso die lange, gespaltene Zunge, die ihr entgegenschnellte und mitten ins Gesicht klatschte.

Das Wesen auf ihrer Brust war ein schrecklicher Dämon, der ihr

mit seiner breiten, fleischigen Zunge den Mund verschloß und sie am Schreien hinderte!

*

Alles in ihr sträubte sich.

Sie wollte schreien, konnte aber nicht. Die Dämonenzunge verschloß ihr so massiv den Mund, daß sie meinte, ersticken zu müssen.

Hinzu kam der Druck auf ihrer Brust…

Das Höllengeschöpf war schwer wie ein Stein.

Es stieß seine gierigen kleinen Krallenhände in ihr Gesicht.

Es kratzte darüber hinweg, und Pamela Kilian fühlte den brennenden Schmerz.

Mit aufgerissenen Augen lag sie da, unfähig, sich zu bewegen. Es war, als hätte eine lähmende Starre sie ergriffen.

Der Dämon redete, ohne daß er seine dicke Zunge in sein Schlangenmaul zurücknahm.

»Du hast etwas getan, was du besser unterlassen hättest«, stieß er geifernd hervor.

Seine Augen glühten unheilvoll.

»Es ist nicht gut, sich mit unseren Herren und Meistern anzulegen… du hast das Haus zerstört, in dem Menat auftrat… Menat, der Große, der Meister, der Körperlose, der Rha-Ta-N'my stets treu gedient hat. Wir alle dienen treu. Du hast das Ritual unterbrochen und schlimme Schuld auf dich geladen… wir werden dich heimsuchen. Für das, was du getan hast, wirst du dein ganzes Leben lang büßen müssen. Wir werden dich nie mehr in Ruhe lassen…«

Er bohrte seine Krallenhände in die Wolldecke, riß sie ein, warf ihr die Fäden ins Gesicht und sprang wie ein Gummiball auf ihr auf und nieder.

In Pamela Kilian schwappte eine Flut über. Angst, Verzweiflung, Ratlosigkeit… alles kam zusammen. Und der ungeheure Wunsch, sich zu wehren.

Aber sie war gefesselt! An Händen und Füßen…

Furchtbare Schimpfkanonaden mußte sie über sich ergehen lassen, grauenvolle Wörter bekam sie zu hören. Und immer wieder drohte ihr der Dämon mit dem Tod.

»Wir werden dich zerpflücken… auseinandernehmen wie deine Wolldecke…« geiferte er, und Pamela Kilian fürchtete schon, ihre letzte Stunde hätte geschlagen.

Denn jetzt kamen die anderen, von denen er die ganze Zeit über gesprochen hatte.

Vier, fünf, sechs unheimliche Gestalten waren plötzlich da.

Sie tauchen am Fenster auf, das halb offen stand. Sie kamen von draußen herein.

Lachen und Kichern, ständige Berührungen der kalten, glitschigen Hände…

Pamela warf den Kopf hin und her, und die Angst verlieh ihr plötzlich eine Kraft, daß es ihr gelang, sich mit einem Ruck herumzuwerfen.

Die Zunge rutschte seitlich weg.

Pamela Kilian schrie.

»Hiiilllfffeee! Schnell! So kommt doch! Helft mir…« Gellend hallten ihre Rufe durch das schwach beleuchtete, kahle Zimmer.

Die Dämonen ließen nicht ab von ihr.

Sie ließen sie schreien und rissen sie in die Höhe, während ein anderer ihr mit schnellen Griffen die Fesseln sprengte, so daß sie Hände und Füße freibekam.

Sie dachte in dieser Sekunde nicht daran, was die dämonischen Wesen damit bezwecken wollten.

Sie konnte sich bewegen! Das allein zählte in diesem Augenblick.

Sie trat und schlug um sich.

Pamela Kilian benahm sich wie eine Besessene, um die Quälgeister, die auf ihr hockten, zu bekämpfen. Einen konnte sie davonschleudern, aber da waren schon wieder zwei oder drei andere, die dessen Stelle wieder einnahmen.

Pamela Kilian schrie, trat, schlug und spuckte. Sie erwischte den Stuhl, der neben dem Bett stand, riß ihn empor und ließ ihn auf einen echsenartigen Dämon herabsausen, dessen braun-grüne Haut von großen Beulen und Blasen bedeckt war.

Der Dämon wich mit einer blitzschnellen Bewegung aus. Pamela zerschmetterte den Stuhl auf dem harten Steinboden.

Ihre Haare waren zerzaust, sie blutete aus unzähligen Kratzwunden, und es kam ihr vor, als währe die Auseinandersetzung schon seit Stunden.

Dabei waren erst drei Minuten vergangen.

Pamela wußte nicht mehr, wohin sie schlug, was sie traf. Sie war in eine Situation geraten, in der jegliches logische Denken fehl am Platz war.

Sie verausgabte sich und fragte sich, wieso jetzt auf ihre Hilferufe und Schreie niemand kam. Man mußte sie doch hören!

»Langsam… warum denn so wild?« hörte sie da eine ruhige Stimme.

Die Hände wurden ihr festgehalten.

Ein Mann stand vor ihr.

Ein zweiter trat in ihr Blickfeld.

Pamela Kilian, am ganzen Körper wie Espenlaub zitternd, nahm

die beiden Gestalten aus tränenverschleierten Augen wahr. Außerdem hingen ihre Haare wild und zerzaust herab.

»Warum schreien Sie denn so, Miss Kilian?« Der Arzt schüttelte besorgt den Kopf, während der andere Mann im weißen Kittel ihr die Hände auf dem Rücken festhielt. »Sie haben ja ihre Fesseln zerrissen? Tss, tss…«

»Sie waren da… wollten mich töten…« Pamela redete wie ein Wasserfall und überlegte ihre Worte nicht. »Die Dämonen… sie wollten sich rächen…«

»Sie haben gegen sie gekämpft?« fragte der Arzt schnell.

»Ja… Sie müssen sie doch noch gesehen haben. Es waren so viele…«

»Nein, wir haben sie leider nicht gesehen. – Wie sahen sie denn aus?«

Pamela Kilian beschrieb die widerwärtigen Geschöpfe genau und wiederholte die schrecklichen Wörter, die man ihr an den Kopf geworfen hatte. Während sie sprach, wurde ihr nicht bewußt, daß der kräftige Pfleger ihr eine Zwangsjacke anlegte.

Sie war mit ihren Gedanken ganz woanders.

Als sie merkte, wie die Gurte zusammengezogen wurden, war es schon zu spät.

Sie blieb ganz ruhig.

»Ich tobe und schlage nicht grundlos«, sagte sie mit klarer Stimme.

Der Arzt nickte. »Ja, wir wissen das, Miss Kilian. Sie setzen sich nur zur Wehr, wenn Sie angegriffen werden. Auch mir haben Sie vorhin einen Tritt versetzt. Sie waren so in Rage, daß Sie wahrscheinlich gar nicht bemerkt haben, daß wir nicht zu den Feinden gehörten, die Sie angefallen haben. – Sie haben sehr viel Kraft, Miss Kilian. Man merkt, daß sie aufgrund Ihres Berufes einige besondere Tricks beherrschen. Sie haben Ihre Fesseln zerrissen, alle Achtung…«

»Man hat sie mir abgenommen.«

»Wahrscheinlich deshalb, damit Sie sich besser gegen die Eindringlinge zur Wehr setzen konnten, wie?« Der spöttische Unterton war nicht zu überhören. »Sie sehen schlimm aus, Miss Kilian… Sie haben sich Ihr ganzes Gesicht zerkratzt?«

»Ich habe… mir mein Gesicht zerkratzt?« dehnte sie die Worte. »Die Dämonen… sie haben mich angefallen wie wilde Tiere…«

»Wir werden Sie jetzt wohin bringen, wo es ganz still ist, wo es kein Fenster gibt, durch das sie eindringen können…«

Sie wurde aus dem Zimmer geführt und ließ es willenlos mit sich geschehen.

Sie war matt und abgekämpft und merkte erst jetzt, wie schwer ihr das Laufen fiel.

Hatte sie sich so verausgabt? Oder hatte man ihr eine Spritze verpaßt, die sie in ihrer Aufregung und Tobsucht gar nicht bemerkt hatte?

Sie wußte es nicht.

Dumpf wurde ihr lediglich bewußt, daß der Karren noch tiefer im Schmutz steckte als zuvor.

Die Geschichte mit den Dämonen, die durchs Fenster gekommen waren und sogar noch die Fesseln abgenommen hatten, war zu unwahrscheinlich, als daß ein Außenstehender auch nur einen Funken Wahrheit in ihr entdecken konnte.

Die Rache der Dämonenwelt! Von dort aus half man kräftig mit, sie in die Aussichtslosigkeit zu treiben.

Sie spürte den Haß, der in ihr aufstieg. Den Haß auf alle, mit denen sie zu tun hatte und die ihre wirkliche Lage nicht erkannten.

Sie wurde mit dem Lift einen Stock höher gebracht.

Dort in dem langen, kahlen Korridor, in dem es nach Desinfektionsmitteln roch, kam ihnen auf halbem Weg eine Schwester entgegen.

Der Arzt wechselte ein paar Worte mit ihr.

Pamela Kilian stand apathisch da und wurde dann weitergeführt. Der Gang machte einen Knick. Dahinter folgte die Abteilung, die durch ein Gitter abgetrennt wurde. Die Schwester schloß die Tür auf.

Drei Minuten später schob man Pamela Kilian in eine Zelle, die vom Boden bis zur Decke gepolstert schien.

Eine versteckt angebrachte Lampe spendete trübes Licht. Ein Fenster gab es nicht.

Pamela wurde die Jacke abgenommen. Dann ließ man sie allein.

Lautlos wurde die Tür geschlossen.

Eine Gummizelle… Hier konnte die junge Frau toben und schreien. Niemand würde sich um sie kümmern. Hier konnte sie sich nach Meinung des Arztes keine Verletzungen beibringen. Es gab keine Einrichtungsgegenstände und keine harten Wände, gegen die sie mit dem Kopf rennen konnte.

Hier war sie allein.

Allein?

»Hallo«, sagte da die kichernde, bösartige Stimme. »Wir sind wieder da…«

*

Sie blickten den heranschwebenden Kugeln erwartungsvoll entgegen.

Rani Mahay und Danielle de Barteaulieé standen ihnen am nächsten und waren am weitesten von der Mauer der Stadt entfernt.

Etwa zwanzig Schritte hinter ihnen befand sich Björn Hellmark. Harry Carson hielt sich weiter links auf, um dort das Plateau und die Umgebung zu erkunden, Arson, der Mann mit der Silberhaut, hatte sich in entgegengesetzte Richtung begeben. Er war von den Kugeln am weitesten entfernt.

Was war das, was da auf sie zukam?

Sie waren einzige, gespannte Aufmerksamkeit.

Jeder unterließ es jedoch, durch eine falsche Bewegung oder Geste den Eindruck von Abwehrbereitschaft und Kampfstellung hervorzurufen.

Hellmark hatte das ›Schwert des Toten Gottes‹ im Gürtel stecken und mied es, seine Hand darauf zu legen, obwohl er hier im vorzeitlichen Xantilon jederzeit mit einem Angriff oder Überfall dämonischer Wesenheiten rechnen mußte.

Aber auf dem Urkontinent lebten auch friedlich gesonnene Völker aller Art, die sich selbst gegen die dämonischen Eindringlinge zur Wehr setzen mußten. Die Gestalten, die Björn und seine Freunde jetzt in den Kugeln erkannten, mußten auch damit rechnen, von Feinden angegriffen zu werden, und so war es ihr gutes Recht, sich über diejenigen zu informieren, die unangemeldet auf dem Felsplateau angekommen waren.

Gigantopolis befand sich schließlich in einem fremden Land. Und es war schon ungewöhnlich, wenn von einer Sekunde zur anderen eine ganze Stadt auf einem Plateau auftauchte.

Die Kugeln waren langsamer geworden.

Die erste war ihnen nun so nahe, daß sie in sie hineinsehen konnten.

Wie eine überdimensionale Seifenblase hing die Kugel über ihnen. Sie schimmerte in verhaltenen Braun- und Blautönen. Die gleichen Farbtöne herrschten auch im Innern dieser eigenständigen Welt vor.

Was Rani Mahay, Danielle de Barteaulieé, Björn Hellmark, Harry Carson und Arson sahen, erfüllte sie mit Staunen.

In der Kugel über ihnen, die schätzungsweise doppelt so groß war wie ein Eigenheim, stand eine kaum bekleidete Frau. Sie war jung, amazonenhaft, hielt in ihren Händen Pfeil und Bogen und blickte interessiert und angespannt auf die Menschen herab, die reglos auf dem Felsplateau standen und nach oben starrten.

Die Amazone stand am Rand eines kleinen Sees, um den schilfartige Gräser wuchsen. Dahinter ragte eine Art geschnitzter Totempfahl in die Höhe, hinter dem wiederum die Behausung sichtbar wurde. Die Unterkunft war eine einfache Hütte.

Der Himmel war bräunlich bis cremefarbig. Es war ein friedliches Bild.

Die Kugel war eine hermetisch abgeschlossene kleine Welt mit

einer eigenen Atmosphäre.

Da die Beobachter die Gelegenheit hatten, nun auch die anderen Kugeln im Vergleich dazu zu sehen, bestärkte sie dies nur in ihren Vermutungen.

In der Kugel links daneben hockte eine Frau auf einem eisgrauen Stein. Ihre Haare waren kürzer als die der Amazone in der vordersten ›Seifenblase‹. Auch sie hielt Pfeil und Bogen in der Hand. Im Hintergrund war ein anderes Totemzeichen zu sehen, und die Behausung war direkt in eine Felswand eingebaut.

Jeder hatte seine individuell gestaltete Umgebung und besaß seine Welt, die er verteidigte.

Sie kämpften offensichtlich nicht untereinander und gehörten der gleichen Rasse an. Aber die Handvoll Fremder auf dem Plateau konnte ein potentieller Gegner sein, den es zu beobachten und im Notfall zu bekämpfen galt.

Trotz der Bewaffnung der Amazonen und ihrer strengen Haltung vermittelten die Welten in den ›Seifenblasen‹ den Eindruck von Friedlichkeit und Harmonie.

Sie waren fremdartig, aber nicht feindselig.

Hellmark und seine Freunde verhielten sich weiterhin abwartend, ließen in ihrer Aufmerksamkeit jedoch nicht nach.

Sie alle hatten ihre einschlägigen Erfahrungen mit dämonischen Mächten und wußten, daß das Teuflische auch in Gestalt von Engeln auftreten konnte.

Es war für sie alle immer schwierig, ihre Vorsicht und Zurückhaltung mit einer gesunden Angst in Verbindung zu bringen, um nicht im nächsten Moment in eine Dämonenfalle zu tappen.

Die Welt rings um sie herum war erfüllt von den riesigen Kugeln.

Harry Carson grinste und kam einige Schritte näher an Björn heran. »Die Auswahl ist phantastisch«, strahlte er jungenhaft. »In diesem Verein möchte ich der Häuptling sein… Da ist eine schöner als die andere…«

»Und was ist mit Daiyana? Ich denke, sie ist die Auserwählte«, entgegnete Björn, ohne den Blick von der Welt der Seifenblasen zu wenden. Sie waren nun überall. Der Himmel wurde durch sie gebildet. Sie hingen über der Stadt, waren links und rechts, und einige senkten sich weiter herab.

Harry Carson winkte und streckte den Kugeln die leeren Handflächen entgegen.

Über das Gesicht einer rotblonden Amazone, die ihm am nächsten war, huschte ein flüchtiges Lächeln. Die Fremde ging in die Hocke, legte demonstrativ Pfeil und Bogen zu Boden und beugte sich ein wenig nach vorn, als wolle sie den blonden Mann näher in Augenschein nehmen.

War der Bann gebrochen?

Erkannten sie gegenseitig, daß sie voreinander nichts zu befürchten hatten – oder…

Das Mißtrauen war gesunken. Offensichtlich handelte es sich um ein Amazonenvolk, das hier in den Kristallfelsen wohnte und durch die Landung der fliegenden Stadt angelockt worden war.

Eine Gefahr war nicht ersichtlich.

Und doch war sie da.

Sie schlug blitzartig und unerbittlich zu.

Die Kugeln lagen so dicht über ihnen, daß sich mehrere gleichzeitig herabsenkten und die Gefahr aus allen Richtungen kam. So entkam keiner.

Weder Danielle noch Rani, weder Harry noch Arson und auch Björn Hellmark wurde der Übergang, das Absenken bewußt.

Sie standen plötzlich nicht mehr auf dem schimmernden Kristallplateau, sondern befanden sich von einem Moment zum anderen im Innern der Kugeln. Jeder in einer anderen…

*

Keiner merkte den Übergang.

Es ging zu wie durch Zauberei.

Und als die Membran sich hinter ihnen schloß, war die Welt auch nicht mehr so, wie sie sie von außen her wahrgenommen hatten.

Die Luft war düster, die Atmosphäre unheimlich. Die Schnitzereien der Totems verursachten Furcht.

Rani Mahay sah sich in einen wildwuchernden, alles verschlingenden Dschungel versetzt. Unheimliche Geräusche erfüllten die Luft, in dem undurchdringlichen Dickicht rumorte, raschelte und piepste es, Ächzen war zu hören.

Und – ein gieriges Schmatzen.

Mahay war sofort auf den Beinen.

Etwas in dieser plötzlich veränderten Umgebung kam ihm bekannt vor.

Die riesigen Blüten fremdartiger Blumen, die zwischen hohen Gräsern und Farnen hervorschauten.

Die Geräusche kamen aus den Kelchen, von denen jeder eine eigene Farbe, eine eigene Form hatte.

Manche sahen aus wie groteske, in Angst zusammengekauerte Menschen, andere wie Tiere verschiedener Gattung.

Die Farben Rot und Schwarz überwogen, die Blüten wanden sich in konvulsivischen Zuckungen.

Tamuurs Zaubergarten!

Rani Mahay stand da wie erstarrt, als ihm dieser Gedanke kam.

Tamuur, der scharlachrote Zauberer, spielte eine besondere Rolle in seinem Leben und seinem Schicksal.

Tamuur, der Scharlachrote, war ein Trauma von ihm. Seine Lieblings-Tigerin Chitra war dem Unheimlichen zum Opfer gefallen. Tamuur hatte sie wie alle seine Opfer in unheimliche Blüten und Pflanzen verwandelt.

Rani stöhnte, als er eine Bewegung zwischen den Farnen und mannshohen Blütenstengeln wahrnahm.

Er warf den Kopf herum.

Er wollte nicht glauben, was er sah.

»Chitra?« fragte er ungläubig. Die Tigerkatze wandte den Kopf, hörte sein Flüstern, erkannte ihn – und man sah förmlich, wie sie erstarrte.

Aber sie kam nicht mehr dazu, sich ihm zu nähern.

Es ging alles so schnell, daß Rani Mahay den Ablauf der Dinge im einzelnen nicht mitverfolgen konnte.

Die Raubkatze streckte sich plötzlich.

Die Hälfte ihres Körpers steckte in einem scheußlich aussehenden, schleimigen Blütenkelch, der wie ein gieriges Maul zuschnappte.

Die Pflanze veränderte Form und Farbe.

Ein klägliches Schreien hallte langgezogen durch diese düstere Dschungelwelt, in der das Sterben zum Alltag gehörte.

Die Blüte nahm eine mittelbraune Farbe an, auf der sich das schwarze Tupfenmuster, die Zeichnung des Tigerfells, wiederfand.

Chitra war zu einer menschenfressenden Blume geworden, zu einem Geschöpf im magischen Garten Tamuurs!

Aber – das alles lag schon so lange Zeit zurück und gehörte einem anderen Abschnitt seines Lebens an, den er nun mit jeder Faser seines Herzens wieder erlebte, und zwar so intensiv, daß er spürte: lange kann ich das nicht ertragen!

*

Jeder einzelne wurde einer eigenen Erlebnis-Hölle preisgegeben.

Danielle de Barteaulieé fand sich im Innern eines düsteren, fensterlosen Tempels wieder, in dem an massigen, mit grauenhaften Darstellungen versehenen Säulen Fackeln brannten, die ein rußiges, unruhiges Licht spendeten.

Jammern und Klagen war zu hören. Die Schreie hallten durch die Luft, ohne daß zu erkennen war, wer sie von sich gab.

Danielle hielt den Atem an, ging mit unsicheren Schritten zwischen den Säulen mit den gräßlichen Steingestalten entlang.

Mitten in dem domartigen Tempel stand ein Altar.

Am Kopfende trug er ein Symbol: das Abbild eines riesigen

schwarzen Vogels, der die Schwingen ausbreitete.

Danielle de Barteaulieé war verwirrt.

Irgendwie kam ihr diese Szene vertraut vor. Sie wußte, daß sie so etwas Ähnliches schon mal erlebt hatte.

Ein kleiner Tempel… ein Altar, zu Ehren der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my errichtet, die oft als schwarzer Vogel dargestellt wurde. Wie sie wirklich aussah, wußte kein Mensch.

Was sie sah und erlebte, war vertraut und doch fremd. Es packte sie und erschütterte sie bis ins Innerste…

Auf dem glattgeschliffenen Stein schimmerte es feucht und rot.

Frisches Blut!

Auf diesem Altar war ein Opfer dargebracht worden. Eins – zu Ehren Rha-Ta-N'mys.

Hier – war ein Mensch getötet worden!

Dieser Gedanke und das Ereignis waren eins.

Der Schatten auf dem Altar sprang sie plötzlich an.

Danielle duckte sich instinktiv, konnte ihm aber nicht mehr ausweichen.

Sie erhielt einen Schlag gegen den Kopf, der sie sekundenlang betäubte.

Dann folgt ein Stoß in die Seite.

Danielle de Barteaulieé flog auf die Altarplatte. Unsichtbare Hände hielten sie fest.

Rha-Ta-N'mys Rache!

Die Dämonengöttin stand in einer besonderen Beziehung zu ihr.

Danielles Vater, der berühmt-berüchtigte Comte de Noir, hatte Rha-Ta-N'my und ihre Schergen hintergangen. Er hatte für seine Tochter ewige Jugend und Schönheit ertrotzt, die Rha-Ta-N'my nicht mehr rückgängig machen konnte. Außerdem wurden Danielle magische Kräfte verliehen. Danielle de Barteaulieé sollte eine Botschafterin des Bösen sein. So war es geplant gewesen. Von angenehmem Äußern, charmant und verführerisch sollte sie einflußreiche Persönlichkeiten ins Verderben locken oder sie für die Welt des Bösen gewinnen.

Die Begegnung mit Björn Hellmark änderte ihr Leben und vor allem ihre Absichten von Grund auf.

Sie verliebte sich. Das hätte nicht sein dürfen. Eine Hexe, eine Botin des Bösen durfte in ihrem Herzen keine Liebe empfinden.

Von Stund an verweigerte sie der Dämonengöttin den Gehorsam.

Danielle verlor einen Teil ihrer Hexenkräfte, die sie nur noch einsetzte, um anderen zu helfen. Nicht nehmen allerdings konnte Rha-Ta-N'my ihr Jugend und Schönheit. Diese Gaben waren direkt an ihr eigenes Wohl gekoppelt. Das hatte der Comte de Noir geschickt eingefädelt, ein Mann, der sich ein Leben lang mit Alchimie,

Okkultismus und Magie befaßte, hatte denen, die seine Seele schließlich holten, wenigstens seine Tochter nicht völlig ausgeliefert.

Eins allerdings konnte niemand verhindern: Rha-Ta-N'mys tödliche Rache.

Danielle war ein Spielball der bösen Kräfte, die in diesem Tempel wirkten.

Sie waren alle getäuscht worden!

Das Innere der Kugeln war anders, als sie es gesehen hatten. Die Kräfte der Finsternis arbeiteten oft mit Halluzinationen und Täuschungsmanövern.

Danielle sah den schwarzen Schattenvogel, der über ihr kreiste und dann auf sie herabstieß. Der starke, messerscharfe und spitze Schnabel zeigte genau auf ihr Herz.

Wie eine Lanze raste der Schnabel auf sie zu, um sie zu durchbohren…

*

Ihre eigene Hölle erlebten auch Arson, Harry Carson und Björn Hellmark.

Arsons Kugel war erfüllt von dumpfem Feuerschein, der sich auf seinem Gesicht widerspiegelte.

Vor dem Mann mit der Silberhaut lag eine endlose, öde Landschaft, durch die eine staubige, einsame Straße führte. Links und rechts dieser Straße standen wie groteske Knochengerippe rußgeschwärzte, ausgebrannte Häuser. Ganze Städte lagen in Schutt und Asche.

Diese Stadt – kannte er sehr genau.

Es war Xantilon. Die Hauptstadt eines Landes, das dem Untergang geweiht war.

Die Menschen waren verschwunden. Verkohlte Leichen, erstochene und niedergerittene Menschen lagen in den brennenden Straßen.

Kein Mensch war mehr auf der Flucht.

Arson hatte diese Szene schon mal erlebt, und nun kehrte sie mit einer Macht und einer Stärke zurück, wie er es nicht glauben konnte.

Er war verzweifelt, von panischer Angst erfüllt.

Denn er wußte: irgendwo in diesem Chaos mußte auch seine Familie sein. Dämonen hatten seine Frau und seinen Sohn entführt, um ihn nach Xantilon, in die Zeit des Untergangs zu locken.

Er war mit dem Zeitschiff gekommen. Die Dämonen waren seine Feinde, weil er versuchte, herauszufinden, auf welche Weise sie Einfluß auf das Leben der Menschen in der Zukunft nehmen konnten, aus der er kam.

Sie wollten ihn daran hindern – und hatten sich deshalb seiner Familie bemächtigt.

Er mußte sie finden.

Da sah er jemand zwischen den rauchenden Trümmern.

Es war eine Frau am Ende ihre Kraft, an dem geschmeidigen Körper hingen nur noch Fetzen.

Seine Frau!

Auf den Armen hatte sie einen Jungen, der sich nicht mehr regte. Sein Sohn! Er war – tot…

*

Als sich um Harry Carson die hauchdünne und doch stabile Membrane schloß, war auch er nicht in der Welt, die er zuvor durch die schimmernde Hülle wahrgenommen hatte.

Er war zu Hause.

Vor ihm in der Talsenke lag die Carson-Farm.

Es war dämmrig.

Vom Gatter her näherten sich ihm drei Personen. Er wäre am liebsten davongelaufen, weil er wußte, um wen es sich handelte – und weil er wußte, daß dies der Abend war, an dem er sich entschloß, sich mit seiner Freundin zu treffen. Auf dem Weg nach dort würde etwas Unheimliches und Außergewöhnliches passieren. Die Entdeckung, daß ein fremdes, außerirdisches Flugobjekt auf einer Lichtung in einem abseits gelegenen Waldstück gelandet war, stand ihm unmittelbar bevor.

Er sollte Zeuge werden, daß die rätselhaften Männer in Schwarz sich zu einem geheimen Gespräch trafen und ihn fingen.

Er wollte diesen Abend nicht mehr erleben! Ihm graute davor.

Doch mit unerbittlicher Grausamkeit liefen die Szenen ab, in deren Mittelpunkt er als handelnde Person selbst stand.

Er konnte nicht davor weglaufen.

Es kam ihm alles vor wie ein Alptraum, in dem man vor einer Gefahr fortrennen wollte – und ständig auf der Stelle lief.

Harry Carson fühlte sich in eine andere Welt versetzt, mit dem Wissen, alles, was er schon hinter sich glaubte, noch mal durchmachen zu müssen…

Auch für Björn Hellmark tat sich eine eigene schmerzliche Welt auf.

Die eben noch freundlich wirkende Kugel wurde für ihn zu einem Vorort der Hölle.

Dräuendes Dunkel umgab ihn. Wie Geisterfinger stiegen Nebelschwaden aus blubberndem Boden, über den er sich zögernd bewegte.

Die Landschaft, die vor ihm lag, wirkte seltsam fahl und leblos.

Er hatte das Gefühl, von der Luft und den Nebelfingern eingeengt

zu werden. Dunkelheit und Nebel bildeten praktisch einen niedrigen Tunnel, durch den er sich auf den fahl schimmernden Vordergrund zubewegte.

Die Wildnis ringsum nahm er nur schemenhaft wahr. In ihr lauerten Gefahren. Dämonen, Molochos, Geister und rätselhafte Wesen, vor denen er sich in acht nehmen mußte.

Er fühlte die Bedrohung, die ihm von allen Seiten entgegenschlug.

Irgendwo in dieser tödlichen Düsternis wurde Carminia Brado gefangengehalten.

In tausend Abenteuern hatte er mit ihr gekämpft und sie oft aus tödlicher Gefahr im letzten Augenblick noch herausreißen können.

Er wußte sie in der Hand von Dämonen, von Boten aus dem Reich des Wahnsinns und Grauens.

Ja, da war sie!

Im Halbdunkeln sah er die unförmigen, furchteinflößenden Gestalten, die aus dem Geistersumpf heraustraten, formlose Wesen, die wie lebender Morast aussahen.

Sie schleppten jemand mit sich. Eine schlanke, weibliche Gestalt. Das helle Kleid hing in Fetzen an ihrem Körper, der die Farbe von Sahnekaffee hatte.

»Carminia!«

Sie hörte ihn, drehte kraftlos den Kopf und war am Ende. Sie bewegte die Lippen und wollte etwas sagen. Kein Wort kam aus ihrem Mund.

»Ich komme! Ich helfe dir!«

Hellmark spurtete los und merkte, daß er auf der Stelle lief.

Er kam nicht voran.

Panik erfüllte ihn, und mit jeder Faser seines Körpers erlebte er mit, daß dies alles hier wirklich geschah, daß ihn die Ereignisse an die Grenzen des Wahnsinns trieben.

Carminia wurde in die Tiefe gezogen.

Der Geistersumpf blubberte und fauchte wie ein riesiges, lebendes Tier.

Carminia steckte bis zu den Hüften im Morast.

Dann bis zur Brust…

… und sank weiter.

Wenn nichts Entscheidendes geschah, war die Frau, die er liebte, verloren!

Er mobilisierte seine ganze Kraft, seinen ganzen Willen.

Aber keinen Millimeter kam er weiter.

Vor seinen Augen versank Carminia Brado in grausamer Langsamkeit, während er hilflos zusehen mußte.

Molochos und seine Schergen steckten dahinter.

Dies war entweder ein Blick in das jenseitige Reich, in das der

Dämonenfürst die Brasilianerin entführt hatte, oder sie hatten sie in jene Kugel gebracht, in die er übergangslos versetzt worden war.

Wunder und seltsame Dinge sollten laut Kaithals Aussagen im Gebiet der Kristallfelsen passieren.

Es waren schreckliche Dinge, die sich ereigneten.

Er konnte an dem Grauen nichts ändern, denn der Boden, auf dem er stand, hielt ihn fest.

Er riß das ›Schwert des Toten Gottes‹ aus dem Gürtel, doch es war niemand da, der ihn angriff.

Er wurde nur aufgehalten und mußte den Tod der geliebten Frau erleben.

Dann konnte er plötzlich weitergehen, rannte zu der Stelle, an der Carminia Brado versunken war, und stocherte im Morast, ohne auf Widerstand zu stoßen.

Seine Verzweiflung wurde unerträglich. Die Zeit verrann ihm zwischen den Fingern. Und er konnte nichts tun. Er fand Carminia nicht mehr.

*

Sie alle erlebten ein Grauen, das sie derart belastete, daß sie die Nerven verloren und in diesen Sekunden fürchteten, den Verstand zu verlieren.

Die Hoffnungs- und Ausweglosigkeit wurde ihnen vor Augen geführt. Auf dramatische Weise.

Rani Mahay merkte, daß er den gleichen Augenblick noch mal erlebte.

Wieder stand er an der gleichen Stelle und wurden seine Gefühle und Ängste auf den Siedepunkt getrieben. Ebenso erging es Danielle de Barteaulieé, die den tödlichen Schnabelhieb des Geistervogels erwartete. Wenn die Schnabelspitze sie berührte und sie vor Grauen aufschrie, tauchte der schwarze Dämonenvogel über sie hinweg. Danielle sah sich im nächsten Moment wieder den Weg zwischen den Säulen entlangkommen, entdeckte den Altar, von dem sich der Schattenvogel löste, und wurde wieder von unsichtbaren Händen gepackt. Die gleiche Zeremonie begann von vorn.

Die Ereignisse drehten sich wie die Kugelwelt ständig im Kreis. Es änderte sich nichts. Immer wieder wurden die gleichen Ängste geweckt und allen, die in die Kugeln geraten waren, wurde klar, daß sich das grausame Spiel so lange wiederholen würde, bis sie abstumpften, lethargisch wurden und in eine Wahnvorstellung verfielen.

In den Kugeln herrschte der Wahnsinn eines Dämons. Und dieser Wahnsinn sollte – durch ihre eigenen Ängste und Erlebnisse – auf sie

übertragen werden.

Dies wurde Hellmark nach der vierten Wiederholung jener grausigen Szene deutlich. Auch die Vorstellung, daß es nicht nur sein Erlebnis war, sondern auch das Carminias.

Sie erlebte ihren Tod hundert- und tausendfach. Nach Dämonen-Manier.

Plötzlich änderte sich doch etwas.

In der Zeit, die stillzustehen schien, weil sich nur eine einzige Sache ereignete und ständig wiederholte, kam etwas Neues hinzu.

Gab es noch Überraschungen, die nach und nach hinzugefügt wurden?

In das allgemeine Rumoren mischte sich ein stöhnender Laut.

Er war ganz in seiner Nähe.

Da bewegte sich das Unterholz, und eine abgerissene, verdreckte Gestalt schob sich zwischen dem Laub hervor.

Eine Hand streckte sich ihm entgegen und umklammerte mit letzter Kraft sein Fußgelenk, als Hellmark regungslos stand und zum sechsten Mal Carminias Versinken im Moor beobachten mußte.

Durch die Berührung kam es zu einem Bruch in den Abläufen, die ihn erstarren ließen. Da erkannte er: Es war seine eigene Angst, die ihn starr werden ließ, die verhinderte, daß er Carminia Brado zu Hilfe eilte…

Durch die Berührung aber wurde er eine Sekunde abgelenkt, konnte die Hand und die Gestalt sehen und begriff, daß er an seinem Schicksal etwas ändern konnte.

Er wußte nur nicht wie…

*

Er war in der Legendenstadt Kalesh und triumphierte.

Menat wußte, daß sein Plan erfolgreich gewesen war.

Die verborgene Kraft aus der Tiefe ließ die Wahnsinns-Kugel nach seinem Willen entstehen. Sie schwebten davon wie Hunde, die auf eine Fährte gesetzt worden waren, und sie kamen zurück, als sich anzeigte, daß das Spiel zu Ende ging.

In Kalesh war es Nacht geworden. Aus der Zwielichtzone hatte sich eine dichte, undurchdringliche Finsternis gebildet.

Dennoch sah Menat alles. Er hatte die Augen eines Nachtgeschöpfes.

Mit teuflischem Grinsen beobachtete er, wie viele Wahnsinns-Kugeln nach Kalesh zurückkehrten.

Die schimmernden Kugeln schwebten lautlos und leicht heran wie Seifenblasen, näherten sich der Stelle zwischen den zerbrochenen Säulen, schrumpften und glitten zurück in den Schacht. Sie verloren in

der tiefen Schwärze ihre ursprüngliche Form und wurden wieder zu dämonischer Energie.

Die Kugeln aber, in denen die Freunde gefangen waren, näherten sich viel langsamer der magischen Stadt Kalesh.

Menats negative Gedanken waren verstärkt aus dem Experiment hervorgegangen. Seine Magie war gewachsen, und Kalesh würde sich von diesem letzten negativen Schlag nicht wieder erholen. Das Böse erfüllte die Atmosphäre, war freigesetzt worden. Wie ein schlimmer Hauch entströmte es nach wie vor dem offenen Loch in der Erde.

Die Legendenwesen standen nach wie vor auf dem Versammlungsplatz zwischen den Säulen, den Menat nun nicht mehr mied. Der magische Bann wirkte sich nicht mehr auf ihn aus. Die Platte mit den abwehrenden Symbolen war zerstört.

Menat fühlte sich wohl in dieser finsteren, negativen Atmosphäre. Sie war sein Lebenselement. Begonnen hatte alles mit den Morden an Evonts Begleitern.

Menat wußte nicht, was sich in den Kugeln abspielte, die zurückkehrten. Er wußte nur, daß jeder, der darin mit seinen eigenen quälenden, sezierenden Gedanken und Ängsten eingesperrt war, nicht mehr so herauskommen würde, wie er hineingegangen war.

Bald würde er die sehen, denen sein Rachefeldzug galt.

In Kalesh sollte ihre Reise endgültig zu Ende sein…

*

Dr. Merchant rieb sich die Augen. Er war müde und gähnte herzhaft. Der Tag in der Anstalt war heute anstrengend gewesen. Allein in dieser Station hatte es drei Zugänge gegeben.

Aber der große Mann mit dem ernsten Gesicht hielt sich wach. Der Fall ›Pamela Kilian‹ interessierte ihn sehr. Gerade nach dem Vorfall von vorhin studierte er die Akte um so genauer. Er mußte sich ehrlich eingestehen, daß er mit einer solchen Entwicklung nicht gerechnet hatte…

In der Akte befanden sich sämtliche Verhöre, alle Äußerungen, die Pamela Kilian nach ihrer Festnahme gemacht hatte. Es waren Stellungnahmen eines Sachverständigen dabei und auch alle Zeitungsberichte, die es über den spektakulären Bombenanschlag auf den Landsitz Sir Alec Hamptons gegeben hatte.

Merchant brannten die Augen. Es hatte keinen Sinn mehr. Er war zu müde.

Er ließ die Akte geöffnet auf dem Schreibtisch liegen, schaltete die Schreibtischlampe aus und legte sich angezogen aufs Bett.

An der Wand über der Tür brannte ein Rotlicht, das verhinderte, daß der Raum in absoluter Dunkelheit versank. Wenn Merchant

wegen eines dringenden Notfalls geweckt wurde, mußte er sich gleich zurechtfinden.

Zwei Minuten später kündeten tiefe Atemzüge davon, daß der Irrenarzt eingeschlafen war.

Weitere zwei Minuten später erschien die Gestalt mitten im Zimmer.

Wie ein Geist tauchte sie auf. Lautlos und ohne die Tür zu benutzen. Sie war einfach da…

Es handelte sich um einen verhältnismäßig jungen Mann. Er war gut gekleidet, wirkte frisch und jungenhaft und war dunkelhaarig wie Merchant.

Dieser Mann war niemand anders als – Alan Kennan.

Er war Freund und Helfer Björn Hellmarks, und er kam von Marlos, der unsichtbaren Insel zwischen Hawaii und den Galapagos.

Alan Kennan reiste durch die Lande, um Menschen, deren Schicksale im Gespräch waren oder die mit außergewöhnlichen Ereignissen konfrontiert wurden, näher unter die Lupe zu nehmen. Schließlich hatte die Erfahrung gezeigt, daß in zahlreichen solcher Fälle Dämonen und unsichtbare Geister ihre Hände im Spiel hatten.

Alan Kennan war ein Mensch aus Fleisch und Blut. Nichts Besonderes gab es an ihm, ausgenommen die Tatsache, daß er sich mit Hilfe seines Geistes an jeden beliebigen Ort der Erde versetzten konnte. Ob dieser Punkt weit im tiefsten Amazonas oder am fernen Nordpol lag, ob in oder außerhalb geschlossener Räume – das war gleich. Alan war einer jener Menschen, die schon einige Zeit auf der Insel Marlos lebten. Und wer sich dort länger aufhielt, wurde mit einer wunderbaren Gabe gesegnet. Die besondere Atmosphäre dort veränderte die Menschen und versetzte jeden in die Lage, daß er frei wie ein Vogel die Insel verlassen konnte, ohne daß es eines technischen Hilfsmittels bedurfte.

Jeder dort verfügte über die Gabe der Teleportation. Sie wurde ihm geschenkt.

Alan Kennan warf einen Blick auf den Schlafenden, der nichts von der Ankunft der Gestalt bemerkt hatte.

Der junge Amerikaner, der schon lange Björn Hellmarks Vertrauen besaß, hatte vom Fall Pamela Kilians gehört. Schlagzeilen in der einschlägigen Presse hatte es genug gegeben. Er hatte die Angelegenheit sehr genau beobachtet, und so war ihm auch die Einweisung in eine geschlossene Anstalt für psychisch Kranke nicht entgangen.

An dem Fall kam ihm einiges merkwürdig vor.

Er war sich seiner Sache fast sicher, daß Pamela Kilian unschuldig war, daß sie die Wahrheit sagte und in der Tat zum Spielball dämonischer Mächte geworden war.

Nun wollte er sich mit einem Blick in das Sachverständigengutachten und einiger spezieller Notizen über die junge Privatdetektivin letzte Gewißheit verschaffen.

Er klappte die Akte zu und verschwand im nächsten Moment aus dem Zimmer.

Alan Kennan materialisierte am weißen, weichen Strand von Marlos. Palmenblätter rauschten leise im Wind, sanft schwappten die Wellen an den feinkörnigen Strand.

Die Insel des ewigen Frühlings und des ewigen Tageslichts!

Auf Marlos ging die Sonne nie unter.

Kennan hockte in den Sand und las aufmerksam die Aufzeichnungen. Was er vor hatte, erforderte ein genaues Studium der Situation, damit er keinen Fehler beging…

*

Björn sah den Mann.

Einen Moment schien es, als wolle Hellmark sich wieder abwenden und seine Sinne auf das Ereignis richten, das wie ein Karussell ständig, wiederkehrte.

Er zwang sich, anders zu denken, und merkte, daß er mit seinem Willen den Einflüssen widerstand, die ihn zum Wahnsinn treiben sollten.

Er ging in die Hocke. Der Mann lag halb im Unterholz verborgen, blutete aus vielen kleinen Wunden und war entsetzlich schwach.

»Wer bist du?« fragte Björn.

»E-v-o-n-t«, kam es wie ein Hauch über die Lippen des Unbekannten. Er hatte die Augen halb geschlossen. Auf seinem schmerzverzerrten Gesicht zeigte sich der Anflug eines Lächelns. »Nun treffe… ich dich doch wieder…«

Hellmark war verwirrt. Er konnte sich nicht daran erinnern, diesem Mann je begegnet zu sein.

Aber die schwachen, kaum verständlichen Worte, die noch nachkamen, verschafften ihm schnell Gewißheit, wie die Dinge zusammenhingen.

Evont sprach vom ›Toten Gott‹! Er war Macabros begegnet!

»… ich habe gehofft auf dich… du kannst mir persönlich nicht mehr helfen… dazu ist es zu spät… aber das erwarte ich auch nicht… Sorge dafür, daß andere… nicht in den Teufelskreis der… Dämonen geraten… in den Bannkreis Menats…, der das Grauen Rha-Ta-N'mys aus der Tiefe geholt hat…«

In den Augen des Mannes standen Schrecken und Wahnsinn. Evont mußte Furchtbares durchgemacht haben.

Was er sagte, war kaum zu verstehen, und es war

zusammenhanglos.

Evont war dem Grauen begegnet, und es hatte seinen Geist verwirrt. Aber einiges von dem, was er von sich gab, klang in Hellmarks Ohren sehr vernünftig.

Er setzte das Gestammel zusammen wie ein Puzzle.

Evont hatte Macabros gesehen, daran gab es keinen Zweifel.

Evont hatte seine Frau, seinen Sohn und seinen Bruder verloren. Der Kämpfer aus Kyrta sprach von der Legendenstadt Kalesh, von einem Unheimlichen namens Menat, von der Steinplatte mit den Bannzeichen…

»Ich bin geflohen, als… Menat die Macht… in der Tiefe holen konnte… Baia war tot… Heran… Malek… sie hatten keine Köpfe mehr… dann kamen die Kugeln… eine senkte sich über mich… seitdem bin ich hier…«

Hellmark begriff, daß er durch ein unvorhergesehenes Schicksal von der gleichen Kugel ›eingefangen‹ worden war.

In dieser Kugel war Evont dem Wahnsinn begegnet und hatte sich alptraumhaft sein Trauma vom Tod seiner Schützlinge ständig wiederholt. In diesen Minuten aber, da er meinte, dem ›Toten Gott‹ wieder zu begegnen, trat seine geistige Verwirrung zurück.

Evont wollte eine Botschaft loswerden und fühlte in den letzten Minuten seines Lebens, daß das erweckte Grauen zurückgedrängt werden konnte.

»Der Schlüssel… liegt in Kalesh… das nun Menat beherrscht… die Platte… setz sie wieder zusammen… mach gut, was ich… schlecht gemacht habe… Baia…« Plötzlich herrschte wieder Abwesenheit. Er schweifte ab. Ganze Szenen aus seiner Vergangenheit, Abschnitte seines Lebens in Kyrta und den fruchtbaren Ebenen von Ehdaars Traumreich folgten. Dann kam Kalesh wieder an die Reihe, als Hellmark unerbittlich darüber Auskünfte verlangte.

Evont war nicht mehr zu helfen. Die Verletzungen und die furchtbaren Erlebnisse hatten ihn mitgenommen. Der Mann war nur noch ein Wrack. Er besaß keinen Lebenswillen mehr. In ihm erlosch eine Flamme.

»Du mußt den Weg finden… immer am Fluß entlang… in die Wildnis… eine Lichtung… der riesige Baum… jenseits der magischen Barriere… da liegt Kalesh… dort liegt der zerschmetterte Stein… füge ihn wieder zusammen, und Menats furchtbare Kraft, die er aus der Tiefe bezieht, wird zusammenbrechen… Ich…«

Ein Ruck ging durch seinen Körper, dann streckte er sich.

Evont war tot.

Björn drückte ihm die Augen zu. Auf dem Gesicht des Toten, das so schrecklich verzerrt ausgesehen hatte, zeigte sich ein stiller, friedlicher Ausdruck.

Hellmark richtete sich auf.

Das Alptraum-Karussell begann sich wieder zu drehen. Carminias furchtbare Schreie hallten ihm in den Ohren.

Ich muß meinen Willen dagegensetzen, zwang er sich. Ich hoffe, daß es auch die anderen erkennen. Wenn der Wille erst geschwächt ist, dann ist alles verloren…

Die alte Kämpfernatur in ihm erwachte.

Er war nicht bereit, sich den Wahnsinn-Sequenzen weiter ohne Widerstand auszusetzen.

Und als er diese Entscheidung getroffen hatte, war er bereit, alles an Kraft einzusetzen und dem Grauen zu begegnen, gleich, wie es sich ihm zeigen sollte.

Er zog das › Schwert des Toten Gottes‹. Wenn stimmte, was Evont mitgeteilt hatte, war die Kugel dämonischen Ursprungs. Das Schwert allein konnte nichts ausrichten, wenn sein Herr und Meister es nicht bediente.

Wenn die Kugel aus negativer Dämonenenergie bestand, war es das gleiche mit dem Sumpf, der Luft und der Leben verzehrenden Wildnis.

Er schlug um sich und trieb das Schwert tief in Stämme und fleischigen Lianen. Der Erfolg ließ nicht auf sich warten. Sein Mut, seine wilde Entschlossenheit, an der bestehenden Situation etwas zu ändern, ehe er in geistige Umnachtung fiel, war ebenso wichtig wie die Kraft, die hinter den Hieben steckte.

Die Lianen verpufften und wurden zu schwefelgelben Wolken. Ebenso geschah es mit den Bäumen.

Eine Bresche entstand, während das Spiel des Grauens, in dem Carminia die Hauptrolle darstellte, ungebrochen weiter ging.

Doch die Wildnis, der er zu Leib rückte, lichtete sich.

Und mit einemmal – war ein Spalt da!

Ein frischer Luftzug traf ihn. Der Gedanke, daß er in die Membrane, die ihn umgab, ein Loch geschlagen hatte, kam ihm ganz plötzlich.

Dann sah er Mauerreste unter sich: Ruinen von Wänden und turmartigen Gebäuden.

Abgebrochene Säulen? Kalesh!

Drei Meter über dem Boden entschied sich Björn Hellmark, die Öffnung in der Membrane zu benutzen, ehe sie sich wieder schloß.

Er sprang in die Tiefe – und war über dem Versammlungsplatz mit den Gnomen, Elfen und Zentauren.

Björn landete genau auf dem Rücken einer Zentaur-Frau und sah direkt neben sich das Loch, in dem negative Energie aus dem Dämonenreich Rha-Ta-N'mys wie ein Vulkan brodelte…

*

Unter der Sonne der Insel Marlos hielt Alan Kennan sich so knapp wie möglich auf, um nicht zuviel Zeit zu verlieren.

Er brauchte die gesamte Akte, die von Pamela Kilian angelegt worden war, nicht durchzulesen. Ihm genügten die letzten handschriftlichen Notizen, die Dr. Merchant zu Papier gebracht hatte.

Pamela war verloren, wenn man sie in der Anstalt festhielt.

Alan Kennan klappte den Aktendeckel zu und dachte an das Zimmer Dr. Merchants.

Übergangslos erfolgte die Teleportation.

Die paradiesische Umgebung erlosch, und um ihn herum materialisierten die Wände des Arbeitszimmers, in dem der Arzt schlief.

Der Übergang von einem Punkt zum anderen erfolgte so schnell, daß Alan Kennan nicht mal mehr dazu kam, seine Bauchlage vom Strand her zu verändern. Bäuchlings kam er auf dem Teppichboden im fraglichen Zimmer an, und es war gut, daß Merchant ihn so nicht sah, sonst hätte er vermutlich den Gedanken gehabt, daß ein Patient von der Männerstation versehentlich hierher gekommen sei…

Kennan legte Pamela Kilians Akte auf den Schreibtisch zurück. Der nächtliche Besucher konnte nicht verhindern, daß von dem feinen Sand des Marlos-Strandes einige Körnchen aus dem Aktendeckel rieselten und sich auch noch zwischen den Seiten befanden.

Am nächsten Morgen sollte Dr. Merchant verwundert darüber den Kopf schütteln. Wie dieser feine Sand zwischen die Aktenseiten kam, blieb ihm ebenso rätselhaft wie eine andere Situation, die er noch entdecken sollte, und die ebenfalls von Alan Kennan eingeleitet und zu Ende geführt wurde.

Er versetzte sich zurück nach Marlos – und dann noch mal in die Anstalt. Diesmal direkt in die Gummizelle Nr. 17, die Pamela Kilians Unterkunft war, wie aus der Akte entnommen werden konnte.

Er materialisierte – und geriet mitten hinein in das Grauen.

Dämonen waren in der Zelle, randalierten und attackierten die junge Frau, die zu kraftlos war, um sich noch zu wehren.

Pamela war am Ende ihrer Kraft, ihr Haar war zerzaust, ihr Gewand völlig zerrissen.

Alan fuhr wie ein Wirbelwind zwischen die katzengroßen Quälgeister, trat einen wie einen Fußball in die Luft, schleuderte einen zweiten gegen die elastische Wand und berührte die halb besinnungslose Frau schon, ehe die unheimlichen Zellengäste auch ihn angreifen konnten.

Zurück nach Marlos!

Doch diesmal nicht allein…

Pamela Kilian befand sich in seiner Begleitung.

»Sie brauchen keine Angst zu haben«, sagte er freundlich. »Hier geschieht Ihnen nichts.«

Sie blickte sich ungläubig um. Palmen, weißer Strand, tintenblaues Meer. Am Strand einfache Blockhütten, zum Teil strohgedeckt.

»Wo… bin ich?« stammelte sie.

»Auf der Insel Marlos.«

»M-a-r-l-o-s? Wie komme ich hierher? Es ist ein Traum… ich bin nun endgültig verrückt geworden und…«

Alan Kennan hielt sie fest. Sie wankte.

»Keine Sorge«, lächelte er. »Sie sind nicht verrückt. Das wären Sie in der Anstalt geworden. Sie haben's überstanden, Pamela… Ich bin Alan Kennan. Auf Marlos sind Sie in Sicherheit. Hier meinen es alle gut mit Ihnen, und die Quälgeister, die Ihnen das Leben zur Hölle machten, tauchen hier garantiert nicht auf. Wie das alles zusammenhängt, erklär ich Ihnen später… Sie werden von Björn Hellmark und seiner Insel hören, von den Menschen, die sich hier zusammengetan haben, um die zu bekämpfen, die auch Sie, Pamela, in ihrem Visier haben… Sie sind unter Freunden. Sie werden alles verstehen, auch die merkwürdige Reiseart, durch die Sie hierher gelangten. Schon mal etwas von Teleportation gehört? Na also! Wenn man weiß, wie die Dinge zusammenhängen, ist gar nichts Außergewöhnliches mehr an ihnen. Wenn Sie lange genug hier sind, werden Sie das auch können… Aber jetzt sollten Sie erst mal richtig ausschlafen. Marga Koster wird Sie gut versorgen…«

Marga Koster war eine ältere, freundliche Frau, die sich rührend um sie kümmerte.

Pamela Kilian wurde in eine freie Blockhütte geführt. Die hölzernen Läden waren geschlossen, die Atmosphäre war angenehm kühl und schattig.

Marga Koster reichte der jungen Engländerin ein Glas Tee. Er schmeckte vorzüglich. Danach legte sich die erschöpfte Frau hin und schlief ein.

Sie ließ sich in die neue Situation fallen. Sie hatte keine Erklärung für alles.

Noch nicht. Aber sie fühlte, daß diese Menschen es wirklich gut mit ihr meinten.

Sie war auf Marlos. Im Schoß des letzten Paradieses der Erde…

*

Er war frei – und doch Gefangener.

Björn Hellmark hatte aus eigener Kraft die Schale geknackt – und fiel nun im wahrsten Sinn des Wortes in ein neues Abenteuer.

In der Dunkelheit, nur zwei, drei Schritte von ihm entfernt,

standen die Legendenwesen Kaleshs.

Hellmark erkannte sie sofort. Evonts Beschreibung war zu genau gewesen…

Irgendwo an diesem düsteren Ort mußte sich jetzt auch Menat aufhalten.

Offenbar aber hatte er die Ankunft Hellmarks, die sich völlig gegen seinen Plan ereignete, nicht mitbekommen. So konnte Björn das Beste aus der Situation machen.

In der Dunkelheit über ihm schrumpfte das Kugelgebilde zusammen und wurde zu einem dunklen Hauch, der von dem Loch in der Tiefe angesogen wurde. Alles wurde zu negativer Energie. Die geistige Kraft, der er im Kugelinnern Widerstand entgegensetzte, ebenso wie die Leiche Evonts…

Hellmark sprang vom Rücken der Zentaur-Frau und lief zwischen den legendären Gestalten des Traumlandes Kalesh der Stelle entgegen, wo die Brocken der zerschmetterten Platte lagen.

Ein Blick zurück…

In diesen Kugeln mußten Danielle, Rani, Harry und Arson sein. Keiner von ihnen hatte sich offensichtlich aus eigener Kraft befreien können.

Er konnte ihnen hoffentlich helfen…

Es war ein Versuch. Aber das war besser als gar nichts tun.

Er schob die Bruchstücke der Platte mit Händen und Füßen zusammen, während er gleichzeitig seine Umgebung im Auge behielt und auf jedes zusätzliche Geräusch, jede Bewegung achtete.

Einige Teilstücke paßten sofort zusammen. Die Worte und Zeichen ergaben wieder ein Bild.

Björn Hellmark arbeitete hektisch, um Zeit zu schinden.

Es fehlten noch einige Ecken und Splitter der Platte, die weiter davongespritzt waren. Er müßte sie zwischen den Beinen der versammelten Gesellschaft suchen.

Er ahnte die Bewegung in seinem Rücken mehr, als daß er sie wahrnahm.

Geistesgegenwärtig warf er sich herum.

Riesig ragte die dunkle, massige Gestalt vor ihm auf.

Menat, der aus den Zeiten Zurückgekehrte und die wieder zum Körper gewordene Existenz!

Er hielt die Arme beschwörend nach oben.

Wie ein Jongleur seine Kugeln unter Kontrolle hält, so ließ er die Gesichter der Dämonen kreisen und auf Hellmark zuschnellen.

Björn war überrascht, aber nicht so, daß der Angriff unerwartet für ihn kam.

Das ›Schwert des Toten Gottes‹ stieß nach vorn. Mehrere Male, blitzschnell. Die Fratzen-, Dämonen- und Vampirgesichter zerplatzten

wie Seifenblasen. Eine dunkle Flüssigkeit traf ihn! Schwarzes Dämonenblut!

Hellmark preschte nach vorn.

Menat stand in sicherer Entfernung. Das Schwert hätte ihn zu langsam getroffen.

Björn setzte alles auf eine Karte. Entweder er verlor, oder er ging als Sieger aus dem Kampf hervor.

Auf keinen Fall durfte Menat noch mal zum Zug kommen…

Hellmark holte aus und schleuderte die ungewöhnliche Waffe wie eine Lanze.

Und – traf!

Die Klinge bohrte sich in Menats Leib.

Ein teuflischer Aufschrei mischte sich in das Rumoren aus den Wäldern ringsum. Die Wunde um das Schwert begann unheilvoll zu glühen und zu dampfen. Schwefelgelber Qualm quoll auf. Menat brach in die Knie und umfaßte das in seinem Körper steckende Schwert mit beiden Händen. Er wollte es herausziehen…

Seine Hände verdampften.

Menat war ein starker dämonischer Geist, er löste sich nicht augenblicklich auf.

»Du… hast mich bezwungen…«, röchelte er vergehend, während sein Körper schon zu einem Drittel eine gelbe Wolke war. »So… habe ich mir den Ausgang… nicht vorgestellt… aber auch du wirst nicht schaffen, was du willst… die Kugeln mit den anderen… werden nicht hier ankommen. Wenn ich vergehe, vergehen auch sie… und meine letzte magische Kraft schleudere ich denen entgegen, die du retten wolltest…«

Sein Oberkörper versank in einer schwefelgelben Wolke. Sein Kopf schien darin zu schweben.

Klirrend fiel das ›Schwert des Toten Gottes ‹ auf die Steinplatten zwischen den Säulen und Legendenwesen.

Die › Seifenblasen ‹, die schon heranschwebten, stiegen plötzlich aufwärts. Ein Orkan schien zwischen sie zu fahren und trieb sie auseinander mit wilder, ungeheurer, urweltlicher Gewalt.

Die Kugeln verschwanden im Nebel.

Menat starb mit einem Triumphgebrüll auf den Lippen.

»Sie kehren zurück… zu den Kristallfelsen… du kannst dich dorthin begeben… sie sind da… deine Freunde… aber ihr seid zeitlich voneinander getrennt… keiner wird den anderen jemals wiedersehen…«

*

Die schrecklichen Worte verhallten.

Menat war nicht mehr.

Der gelbe Nebel verwehte, und Björn nahm das Schwert wieder an sich.

Die Kugeln waren verschwunden. Dies war ein erster Beweis für die schreckliche Ankündigung des Unheimlichen, der die Welt der Wahnsinns-Kugeln am besten von ihnen kannte…

Hellmark erfüllte seine Mission.

Er suchte die letzten Bruchstücke und Splitter, und es gelang ihm tatsächlich, die Steinplatte wieder vollständig zusammenzufügen.

Er konnte sie nicht zementieren und nicht kleben.

Aber selbst die rissige Platte wirkte sich in unmittelbarer Nähe des Erdloches aus.

Die Dunkelheit ließ etwas nach, jenes seltsame Zwielicht kam wieder und ließ die Gestalten und die Ruinenstadt Kalesh seltsam schattig und verloren erscheinen.

Und dann erlebte er etwas Eigenartiges!

Die Risse und Spalten in dem folgerichtig zusammengesetzten Stein verschwanden.

Die von Evont zerschmetterte Steinplatte war komplett zusammengefügt und wieder ganz.

Hier war ein Mensch guten Willens in der Legendenstadt und die bösen Einflüsse Menats waren endgültig ausgelöscht.

Hellmark stellte für Kalesh den Status quo wieder her. Die Platte fügte sich nahtlos auf das Loch… und im gleichen Augenblick geschah viele Meilen entfernt, im Gebiet der Kristallfelsen, etwas Merkwürdiges.

Die Kugeln über den Felsen, die ein Zauberer in einer Sternstunde geschaffen zu haben schien, lösten sich auf.

Die Menschen fielen aus ihnen heraus. Aus drei bis vier Metern Höhe.

Keiner sah den anderen.

Harry nahm Rani Mahay nicht wahr, Rani nicht Danielle, und auch Arson registrierte nichts von den anderen. Jeder war plötzlich außerhalb der grausamen Welt des Psycho-Terrors, jeder war irgendwo zwischen den Felsen, oft nur wenige Schritte voneinander entfernt.

Aber sie konnten sich nicht sehen und hören.

Sie waren zeitlich voneinander versetzt.

Der letzte magische Stoß Menats hatte sie alle getroffen…

Als Björn Hellmark den Weg durch den Nebel ging, den Weg, den der Sterbende ihm genannt hatte, da wußte er zwar, daß er einen Feind besiegen konnte, aber er war im Zweifel darüber, ob er Danielle, Rani, Harry und Arson jemals wiedersehen würde.

Ihr Schicksal war so ungewiß wie das der geliebten Carminia

Brado.

Er verließ Kalesh und machte sich auf die Suche nach den Verschollenen…

*

In der Welt der Gegenwart, die Welt und die Zeit, in der man glaubte, alle Rätsel gelöst zu haben…

Dr. Merchant, kühl und arrogant, fing am Morgen selbst an seinem Verstand zu zweifeln an.

Aus der Akte Pamela Kilian rieselte feiner Sand, und die Zelle der jungen Privatdetektivin war leer.

Die Tür war unbeschädigt, es gab kein Schlupfloch in der Wand.

Niemand wußte eine plausible Erklärung für das Verschwinden der jungen Frau, nach der eine großangelegte Suchaktion gestartet wurde.

Es gab keine Spuren. Pamela Kilian blieb wie vom Erdboden verschluckt.

Dr. Merchant war zum erstenmal in seinem Leben mit einem echten ›Unmöglich‹ konfrontiert worden: Es war etwas in sein Leben eingedrungen, womit er sich vor diesem Ereignis gedanklich noch nie befaßt hatte…

Doch wie vielschichtig die Welt wirklich war, ahnte er nicht. Zur gleichen Zeit, als er in der Gegenwart mit einem Problem fertig werden mußte, lief ein Mann namens Björn Hellmark durch die Welt des urzeitlichen Xantilon und hoffte, seine Freunde wiederzufinden…

ENDE